



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreimunddreißigster Jahrgang.

N^o. 9.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman

von

Sans Dachsenhufen.

X.

Am nächsten Vormittag saß Lucy, sich kräftig genug fühlend, um das Lager zu meiden, am Fenster. Sie hatte die Nacht überlegt, war aber nur zu dem Resultat gekommen, daß sie Wolf gern, sehr gern habe, daß sie ihm unendlichen Dank schulde, aber die Vorstellung, das Weib dieses Reden zu werden, war ihr beängstigend.

Und dennoch dachte sie gern daran! Sie überlegte wieder und wieder und kam so bereitwillig darauf zurück; aber Anderes kreuzte dieß wieder und dann ward es ihr so lange im Herzen, daß sie hoch aufathmen mußte.

Seit dem Morgen war es ihr so schwer auf diesem Herzen, ihr Gehörfinn war so erregt durch innere Furcht, sie wußte nicht, warum. Sie hätte fortgehen von hier; sie wollte den Arzt fragen, ob sie denn noch immer bleiben müsse.

Wolf hatte ihr sagen lassen, er komme erst am Abend. Sie sehnte sich nach ihm, ehrgleich sie noch nicht wußte, was sie ihm antworten sollte, und diese Sehnsucht steigerte ihre Neigung für ihn. Sie fühlte sich so sicher, wenn er in ihrer Nähe, die Neglerin aber hatte ihr gesagt, er habe einen Auszug in die Berge gemacht.

Mittag war es geworden. Fox lag gewöhnlich vor ihrer Thür und kratzte zuweilen unruhig an dieser, denn er saß gern vor ihr, schaute sie an und ledte ihr die Hand. Lucy hatte wieder Toilette gemacht. Wolf hatte so aufmerksam für diese gesorgt. Sie beschäftigte sich mit dem Anprobieren der neuen Garderoben und fand dabei, daß sie durchaus nicht mehr krank sei.

In die Keiserrobe gefüllt, die Wolf in einem der ersten Magazine bestellt, trat sie wieder an's Fenster. Was beginnen den ganzen Tag, wenn sie doch nicht mehr krank war! Sie wollte Lust haben, öffnete das Fenster, warf die Mantille lose über das Haar und schaute hinaus.

Sie liebte diesen Ort nicht. Der Name Gibraltar spielte eine so bedeutsame Rolle in ihres Oheims Geschäftsverbindungen; er selbst war oft hieher gereist, wenn es galt, ganze Transporte englischer Stoffe über die Grenze zu schmuggeln. Wenn Wolf kam, wollte sie ihn zur Abreise treiben, nach der ja auch er sich sehnte.

Gebankenschwer, mit voller Brust die frische Seeluft athmend, schaute sie auf den Stern des Plazes. Das Volksleben war hier ein so anderes, als drüben in dem heitern Andalusien. Verschwunden war längst hier die Poesie, seit des Briten mächtiger Fuß seine großen Spuren in den aus dem Felsen gemahlten Staub grub; wo einst Guitare und Kastagnetten gelungen, drang der Söldner roher Gesang aus den Whiskybuden und der Hochschotten schmetter, weit ausgreifender, bärenhafter Lärm verheulte die spanische Anmuth.

Kein Eingeborener liebt den Briten hier. Lucy sah sich auf der Schwelle der neuen Welt, in die sie ihre Zuflucht genommen. Es ward ihr kalt um das Herz, aber zurück? ... Ihr graute vor dem Gedanken und ... Ein Angstlaut entrang sich ihren Lippen; sie trat mit schwankenden Knien vom Fenster. Don Armero ging unten vorüber, an seiner Seite Don Esteban, als Stüber gekleidet. Beide waren in lebhaftem Gespräch. Sie traten in das Hotel ...

Zitternd an allen Gliedern eilte sie zur Thür, um diese zu verschließen, und die Hände auf die angstvoll pochende Brust pressend, stand sie lauschend inmitten des Zimmers. Wenn er wußte, daß sie hier! Und Wolf nicht in der Nähe! Sie rief den Hund herein, den er ihr zum Schutz zurückgelassen, und schmiegte sich bange an das Thier.

Und jetzt pochte man an die Thür. Regungslos blieb sie und lauschte. Aber sie war ja unter Wolf's Obhut! Das ermutigte sie; ihre Geistesgegenwart kehrte zurück. Niemand durfte wagen, diese Schwelle zu überschreiten. Der Oheim hatte hier keine Gewalt über sie; aber wenn er Wolf begegnete?

Der Hund blieb ruhig; es konnte kein Fremder draußen

sein. Lucy athmete auf, als sie die Stimme der Diakonissin hörte. Sie wies dieselbe ab; sie wolle allein sein. Am Fenster lauschend wollte sie beobachten, wer im Hotel aus und ein gehe ... Und auch Don Guino kam jetzt über den Platz; auch er war als Gentleman gekleidet wie immer, wenn er nicht in den Bergen war; er galt ja als reicher Geschäftsmann. Waren sie Alle hier um ihretwillen oder führte ihr Schleichhandel sie her?

Eine Stunde verging. Lucy sah den Oheim und Esteban das Hotel verlassen. Guino war also in demselben geblieben; aber der kannte Wolf nicht und konnte sie nicht verrathen.

Der Letztere kehrte eben von seiner gewohnten Promenade zum Signalhause zurück. Er hatte droben mit seinem alten, erfahrenen Freunde die Rede auf das wunderliche Ding, das Menschenherz, gebracht und ihn gefragt, ob es ihm in seinem ereignisreichen Leben arrivirt sei, sich in ein Weib zu verlieben.

„Herr,“ hatte ihm der alte Seemann gesagt, seinen Kautabak in die andere Wange schiebend, „das kann Einem in seinen jungen Jahren nur passiren, wenn man so zwischen den vier Wänden hockt. Ich bin mit meinem vierzehnten

Jahr auf's Schiff gekommen und habe Zweidrittel meiner Seemannszeit in den südlichen Gewässern zugebracht; unser Schiff fuhr zwischen Australien, Japan und Batavia und nur zuweilen nach Zanibar, von wo aus ich mich auch für die Faktoreien an der afrikanischen Südküste anwerben ließ. Die Weiber, denen man in jenen Gegenden begegnet, die wissen nichts von dem, was man bei uns Liebe nennt und sie würden es auch nicht verstehen, wenn man es ihnen klar machen wollte. So ein Häuptling, König oder Sultan zum Beispiel hat hundert, meinetwegen fünfhundert Frauen, Andere, Niedrigere, haben nur ein halbes Duzend, vielleicht auch nur eine; bei den Mohammedanern, bei unseren Nachbarn da unten jenseits des Wassers, kriegt Einer das Gesicht seiner Frau erst zu sehen in dem Moment, wo sie sich heirathet; bei den Schwarzen da hinter den Bergen nimmt Einer die Frau, die ihm gerade zur Hand ist, und da kann natürlich von Liebe nicht die Rede sein. Die ist überhaupt nur eine europäische Erfindung; Mancher hat sich gut dabei gestanden, Mancher auch nicht, am besten aber steht sich Derjenige, der nichts davon weiß, denn Frauen sind immer eine schlimme Zugabe zu des Mannes beschwerlichem Dasein.“

Wolf fand auch diese Philosophie sehr richtig. So lange war er ein mit sich und der Welt unzufriedener Geselle gewesen, jetzt aber fühlte er sich in einer ganz unerträglichen Lage. Wie war er überhaupt auf die Idee gekommen, heirathen zu wollen! Er konnte sich nicht erinnern, daß er einen Entschluß hiezu gefaßt; der Gedanke war unsinnig.

Auf dem Abstieg zur Stadt nahm er sich vor, nichts mehr davon zu reden; Lucy hatte nicht gewollt, und das rechtfertigte ihn. Mit den Augen auf der schlechten, in den Felsen gehauenen Straße suchend, die Hände auf dem Rücken, sah er plötzlich zwei Männer vor sich, die ihm den Weg zu sperren Miene machten.



Kirchweihgäste. Nach einem Gemälde von G. Volz. (S. 98.)

Zu seiner Ueberraschung erkannte er Don Armero; neben ihm stand ein Herr mit unverkennbar englischem Magistratsgesicht.

„Dieser ist's! Ich erhebe gegen ihn meine Anklage auf Mädchenraub!“ rief Don Armero mit vor Entrüstung bleichem Antlitz in schlechtem Englisch, die vor Aufregung bebende Hand gegen ihn erhebend.

Wolf schaute ihn groß und erstaunt an. Die Anklage überraschte ihn, ebenso der Umstand, seinen Verfolger lebend vor sich zu sehen.

„Aus dem Wege!“ rief er gebietend und einen Fuß vorsehend.

Der Engländer legte gemessen und mit Amtsmiene die Hand auf seinen Arm und gebot, ihm zu folgen; Don Armero, ein geachteter Mann, habe Klage gegen ihn erhoben und dieselbe durch Zeugen unterstützt.

Wolf's Antlitz färbte sich. Mit Verachtung blickte er auf die Beiden.

„Dieser geachtete Mann,“ rief er, „ist ein Schleichhändler und seine Zeugen sind Contrabandistas und Banditen! Laden Sie mich, wie sich's gehört, vor den Konsul und ich will beweisen, daß sie Lügner sind!“

Wolf breitete damit beide Arme aus, schob mit gewaltiger Hand den Einen nach rechts, den Andern nach links und schritt majestätisch seines Weges.

An der Ecke schaute er zurück; er sah die Beiden lebhaft verhandeln und dann in entgegengesetzter Richtung sich entfernen.

„Mädchenraub!“ brummte er lachend. „Er hat uns also hier ausgespürt! Fremd bin ich hier, der Schleichhändler scheint auch hier seinen Anhang zu haben, dieser geachtete Mann! Aber ich schwöre es, er soll seinen Willen nicht haben!“

Aufgeregt pochte er im Hotel an Lucy's Thür. For stand schon ungeduldig an derselben, er hatte seines Herrn Tritte gehört.

„Don Armero ist hier!“ rief er, die Arme kreuzend und vor der durch seine Miene Erschrockenen stehend.

„Er hat Sie gesehen?“

„Sie wissen also?“ Wolf's Miene verrieth entschiedenes Mißtrauen.

„Ich sah ihn vom Fenster hier. Auch Don Guino und Don Esteban.“

„Eine günstige Gelegenheit, mit ihm zurückzukehren! . . . Er kam Zebretwegen!“ . . . Wolf erinnerte sich bei ihrem Anblick der Worte des alten Seemanns.

„Bin ich Ihnen zur Last geworden? Warum verleyen Sie mich, Wolf?“ fragte Lucy verwirrt.

„Weil Sie mich toll machen! Seit meiner Fährniszeit, wo ich noch dumme Streiche machte, hab' ich mich um kein Weib gekümmert und jetzt muß es mir passieren, wie ein Oed bei Ihnen um Gnade zu winseln und . . . abgewiesen zu werden! Aber es ist mir Recht geschehen! Das Schiff nach Marseille liegt seit einer Stunde unten im Hafen! Reisen Sie! Ich gehe nach Afrika und werde mir denken, ich habe Sie niemals gesehen! So wird's am besten sein!“

Er warf sich störrisch wie ein Kind in den Sessel und blickte zu Boden. Lucy trat zu ihm.

„Könnten Sie das, Wolf?“ fragte sie mit weicher, schmeichelnder Stimme.

Es war ihm peinlich, daß sie so nahe vor ihm stand.

Warum sah er so ruhig da? Er wollte anfangs nicht aufblicken, dann aber ward es ihm heiß; er fuhr barsch auf:

„Ja, zum Teufel, was soll ich denn anders? Sie wollen mich nicht und da kommt mir eben in der Strafe Ihr Oheim mit einem Polizei- oder Gerichtsbeamten auf den Hals, will mich mit der Anklage wegen Mädchenraubs vor den Richter schleppen und dieselbe durch Zeugen, durch seine Spießgesellen natürlich, bekräftigen lassen!“ Er sprang auf. „Und jetzt frage ich Sie: Hab' ich Sie geraubt? Aber wird man nicht Recht haben, mich zu verurtheilen, wenn Sie der Wahrheit gemäß eingestehen, daß Sie mich gar nicht wollen? Gehen Sie eiligst auf's Schiff, wenn Sie sich kräftig genug fühlen! Ich selbst führe Sie; es soll Ihnen Niemand ein Haar krümmen, bis Sie an Bord und also auf französischem Boden sind!“

Wolf schritt mit den Händen auf dem Rücken hoch erregt im Zimmer auf und ab. For verfolgte ihn erstaunt mit seinen Augen.

Auch Lucy stand in großer Aufregung da. Verwirrt schaute sie zu Boden, dann faltete sie die Hände auf der Brust und trat ihm in den Weg.

„Hören Sie mich an, Wolf!“ bat sie. „Diese Stunde ist für mich eine entscheidende, und Gott wird mir ja den Rath eingegeben haben, dem ich jetzt folgen will. . . Bestimmen Sie denn über mich! Ich will thun, was Sie begehren und der Himmel wird ja seinen Segen geben!“

Wolf blickte sie überrascht an; die heilige, feierliche Miene, mit der sie sprach, hob auch sein Gemüth zu einer ihm sonst so fremden Wärme. . . Es ging plötzlich etwas in ihm vor, was er selbst nicht verstand.

„Lucy!“ rief er, freudig die Arme ausbreitend, und als sie schwieg und mit gesenkter Stirn, aber glühender Wange vor ihm stand, hob er sie stürmisch mit beiden Armen vom Boden und preßte ihr einen Kuß auf die Lippen.

„Was ich begehre!“ rief auch er verwirrt und sich erst besinnend. „Aber ich war ja schon gestern bei Mr. Bird! In der Hoffnung, daß Du doch ja sagen könntest, erzählte ich ihm Alles und er erklärte sich bereit, uns in

seinem Hause zu trauen! . . . Ich bestelle jetzt sofort den Wagen! Wir fahren auf der Stelle zu ihm und wenn wir sein Haus verlassen, sind wir Mann und Weib und Don Armero mit seinen Spießgesellen kann machen, was er will! Noch heut Abend nehmen wir das Schiff! Eile Dich! Du trägst ja schon Dein Reisefleid! Einen Brauistaat brauchen wir nicht; die Trauzeugen besorgt der Pfarrer! In fünf Minuten hole ich Dich! . . . For, du bleibst hier!“ rief er, den Hund bei den Ohren fassend und ihn streichelnd. „Und wenn der Gerichtsbote kommt, empfängst Du ihn artig und sagst ihm, er solle sich nicht weiter bemühen, es sei Alles in bester Ordnung; wir erwarteten ihn bei Mr. Bird!“

Draußen befahl er eiligst eine Galeja. In seinem Zimmer wechselte er flüchtig die Toilette.

„Ob es eine Thorheit ist, die ich heute begehe, das ist nun gleichviel; ich heirathe schon diesem Don Armero zum Tort und schicke ihm vom Schiff aus meine Vermählungsanzeige!“ . . .

Als Wolf sie verlassen, stand Lucy wie im Traum da; ihre Augen waren geschlossen, um ihren Mund zitterte es nervös, es lag wie Schmerz und Entsagung um denselben. Dann plötzlich, ein Frösteln empfindend, hob sie die Stirn, sie schaute wie erwachend umher.

„Es ist entschieden!“ hauchte sie. „Ist's Fluch, ist's Segen, dem fremden Mann zu folgen? Ich fühl' es, ich werde ihn lieben können, wenn ich den Willen habe, aber er mit seinem Ungeßüm. . . Ich werde ihn zwingen, mir gut zu bleiben! Don Armero mag mich jetzt finden, er soll keine Gewalt mehr über mich haben!“

Entschlossen warf sie die Mantille über das Haupt, steckte eine der großen rothen Rosen, die ihr Wolf in zarter Hindeutung am Morgen gesandt, an die Brust, nahm den Fächer und stand wartend bereit.

Wolf kam. Wieder vermochte sie ein Erschrecken, ein heimliches Erbeben nicht zu bewältigen, als sie die herkulische Gestalt eintreten sah; aber sie lächelte, sie reichte ihm schweigend den Arm.

Nicht ohne Zagen schritt sie unten über den weiten Flur. Sie vernahm das Gewir von Stimmen in dem großen Gastzimmer. Don Guino mochte noch in demselben sein. Wenn er sie sah! . . .

Bange schmiegte sie sich fester an Wolf und erst, als er sie in den Wagen gehoben, als er neben ihr saß und sie die Waterportstraße hinabrollten, athmete sie auf. In wenigen Minuten konnte sie des Geistlichen Schwelle überschritten haben und dort war sie unter dem Schutz der englischen Kirche.

Wolf war schweigsam. Er schaute nicht rechts, nicht links; er fühlte sich beengt in dieser Situation, die er doch durchaus gewollt. Ohne ein Wort hob er sie vor des Geistlichen Hause vom Wagen, zog an der Thürglocke und trat mit hochpochendem Herzen in das Haus.

Lucy, als sie den kalten Steinboden desselben betrat und die kühle Luft sich auf ihren Athem legte, hielt im Flur inne. Es war, als zaudere sie noch einmal in der letzten Sekunde. Ihr Antlitz war todtbleich unter der dunklen Mantille, ihre Augen schlossen sich, ein Schwindel bemächtigte sich ihrer.

Da aber fühlte sie, wie Wolf ihren Arm in den seinigen legte. Sie hörte dicht vor sich eine Thür öffnen und eine ihr bekannte Stimme ihren Namen nennen.

Vor ihr stand die lange, magere Gestalt des würdigen alten Geistlichen mit dem über die Schläfen herabhängenden weißen Haar — Mr. Bird, der schon der Freund ihrer seligen Mutter gewesen und in seinen jungen Jahren lange in Deutschland als Geistlicher einer englischen Kolonie gewirkt.

Er nahm sie von Wolf's Arm, nachdem er diesem einige Worte gesagt, küßte sie auf die Stirn, sprach zu ihr in herzlicher Theilnahme und führte sie in ein geräumiges, schmuckloses Zimmer.

„Sie gestatten mir, einige Minuten mit Donna Lucy allein zu sein?“ bat er Wolf, ihm die zum Altan führende Glas Thür öffnend.

Dieser trat auf den letzteren hinaus und zerstreut, in hoher Bewegung, legte er sich über die eiserne Balustrade, hinabschauend auf das große Panorama der Meerenge, aber theilnahmlos für dasselbe, über das Räthsel seines Beginmens sinnend, ohne doch in sich die Erklärung zu finden.

„Ihre Braut ist bereit und die Zeugen sind zur Stelle!“ hörte er, plötzlich aus seinem Grubeln aufschreckend, des Geistlichen Stimme hinter sich, und in feierlichem Ernst schritt er in's Zimmer.

Schlicht und anspruchslos war der Raum und kurz, aber feierlich der Alt. Regungslos, fast ohne eine Wimper zu bewegen, stand Lucy an Wolf's Seite vor dem Pfarrer.

Als es geschähe, hob sich ein Seufzer aus ihrer Brust. Der Pfarrer begleitete sie zum Wagen und versprach, ihr am Abend an Bord des Schiffes noch sein Lebewohl und seine Wünsche für ihre Zukunft zu bringen.

In dem Blick, mit welchem er von ihr schied, glaubte sie zu ihrem Troste zu lesen: Du hast recht gethan, armes verwaistes Kind! Denn schon als er mit ihr allein gesprochen und auch aus ihrem Munde gehört, wie das Alles gekommen, hatte er ihr schweigend die Hand gedrückt, als billige er, was sie that.

Mit mehr Sicherheit, als sie das Hotel verlassen, sah sie sich nach kurzer Fahrt wieder vor demselben. Eine Gruppe von Männern stand in dem Portal, junge Offiziere und einige Elegants. Sie hätte selbst Don Guino nicht

gefürchtet, wenn er ihr jetzt begegnet wäre. Dennoch sah sie die Spitzen ihrer Mantille tiefer über die Stirn.

Wolf hob sie aus dem Wagen. Die Rose an ihrer Brust löste sich dabei und fiel vor Wolf's Knie. Er sah es nicht und sie achtete nicht darauf. Die Neugier der jungen Männer war ihr lästig; mit gesenkten Lidern schritt sie an des Gatten Arm zum Portal.

Einer der Gruppe, in elegantem leichtem Reifekostüm, schlank und behend, hatte die fallende Rose gesehen und erhascht; er trat zu ihr; mit spanischer Galanterie, den Hu in der Hand und mit einigen artigen Worten in spanischer Sprache bot er ihr die Blume.

Schweigend und ablehnend wollte sie flüchtig das Anbot erheben; als sie die Stimme vernahm, fuhr sie erbleichen zusammen, wandte sich fort und schwannte an Wolf's Seite in's Haus.

„Lucy!“ hörte sie dieselbe Stimme, den Namen lei herausstosend, vielleicht nur ihrem Ohr vernehmbar. Sie fester auf des Gatten Arm stützend, erreichte sie die Treppe.

Einen Schritt hatte der Andere ihr nachgethan, sie starrten, weit geöffneten Augen hatte er ihr nachgeschaut. Die Blume entfiel seiner Hand. Dann sich zusammenfassend, trat er zu dem Kutscher, der zufrieden eben eine Doubletten in die Tasche steckte.

„Woher kommen die Beiden?“ fragte er in fiebernder Aufregung.

„Vom englischen Pfarrer, Sennor!“

Blas wie eine Statue, regungslos wie eine solche stand er da.

„Zurück zu Mr. Bird!“ Er schwang sich in den Wagen und dieser rollte wieder die steinige Gasse hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchweihgäste.

(Bild S. 97.)

Die Kirchweihfeier ist ein über fast alle civilisirten Länder verbreitetes allgemeines Fest, welches meistens im Oktober und nach vormittägigem Gottesdienste mit Tanz und Schmaulereien in öffentlichen Wirthschaftslocalitäten, aber häufig auch im engeren Kreis der Familie, in eigener Behausung abgehalten wird.

Ein Bild von einer solchen Feier im eigenen Hause gibt die Illustration, welche die Stirnseite unseres Heftes schmückt.

Der Patron des Hauses, ein Virtuos auf der Violine, ergötzt die eingeladenen Gäste mit seinem vortrefflichen Spiele und die jungen Mädchen schick sich jedoch an, den Reigen zum Tanz zu eröffnen, während zwei andere Mädchen die seit ihres letzten Beisammenseins angehäuften Neuigkeiten aus erhaltenen Briefen mittheilen. Unterdessen lerirt die Frau des Hauses den Reigen mit den obligaten Kirchweihmadeln, wodurch die Tanzbelustigung eine nicht unliebsame Unterbrechung erleidet.

Die Flotten Deutschlands und Oesterreichs.

(Bilder S. 100.)

War es Zufall, war es Absicht, daß die Kriegsstotten des Deutschen Reiches und seines Halbbruders Oesterreich gerade in diesem Jahre ihre großen Manöver abhielten? Jedenfalls haben beide nun seit Jahren verbündeten Reiche geglaubt, daß sie nicht gewillt sind, die Herrschaft zur See Denen bedingungslos zu überlassen, die sie bisher ausübten oder doch beanspruchten. Die großartigen Demonstrationen, wie sie vor Danzig und Venedig stattgefunden, lenkten die Blicke nicht nur der benachbarten feindlichen Bevölkerung in Rußland und Stauden auf sich, sie gewannen nicht minder den Beifall der Amerikaner jenseits der Ozeane, davon Kunde, daß die Fortschritte der modernen Kriegskunst, wie weit sie die See betreffen, in Deutschland und Oesterreich keine Pflege gefunden haben, daß diese beiden Mächte ihre Flotten als diejenige der größten Kontinentalmächte nicht einseitig auflassen, vielmehr den Zug der Zeit wohl verstehen, der ihnen weist auf den Ozean und die jenseits desselben zu erringenden Ehren und Güter.

Wenn auch Niemand daran denkt, daß das Deutsche Reich oder Oesterreich Angriffskriege zur See führen möchten, so doch die Marine beider Reiche bereits umfangreiche Verwendungen gefunden zum Schutze der vaterländischen Interessen in fernem Landen. Noch vor nicht allzu langer Zeit war der deutsche Seemann, der deutsche Reisende, der seinen Fuß auf einen fremden Erdtheil setzte, angewiesen auf den Schutz der Konsuln Englands oder Frankreichs. Wenn auch hier und da ein deutscher Konsul residirte, so lohnte es doch kaum, sich auf diesen zu beziehen, keine reale Macht stand hinter demselben, man fürchtete ihn nicht und respektirte ihn darum auch nicht. Fast überall auf der Welt unterschied das Volk „Konsuln mit Kanonen“ und „Konsuln ohne Kanonen“. Dank unserer maritimen Machtentfaltung sind auch die deutschen Konsuln „Konsuln mit Kanonen“ geworden, der Deutsche kann überall getrost unter ihrem Schutze reisen und Handel treiben; aller Orten ist die deutsche Flagge dementsprechend bekanntes und geachtetes Zeichen geworden und nicht selten hat der eherner Gruß ihrer Gesandten der beleidigten deutschen Genugthuung verschafft.

Diese Bestimmung der deutschen Kriegsstotte erklärt ihren starken Bestand an schnellen, stark armirten, aber ungespannten Schiffen, den „gedeckten Korvetten“ und „Glatdeckskorvetten“. Besser als die Panzerkorvetten vermögen diese Korvetten der See zu genügen, die darin besteht, an fernem Küsten, in weitem, sicherem Fahrwasser die Interessen des Reiches oder einzelner Angehörigen hochzuhalten Feinden oder Störenfriedern gegenüber, die im offenen Kampfe nicht sonderlich zu fürchten, aber durch Tüde und Hinterlist gefährlich sind, die, plötzlich aus ihren Bucht, Flußmündungen oder Inselflüssen auftauchend, den harmlosen Kaufahrer zu überfallen, ebenso schnell wieder

den Schlupfwinkel verschwinden, wenn sie den Streich vollführt haben oder aber an keinem Gelingen verzweifeln. Von diesen wackeligen Fahrzeugen sind stets einige in fremden Meeren stationiert, um dort durch ihre Anwesenheit jedes Raubgeliist im Zaum zu halten oder zu strafen, wenn es dennoch sich hervorwagen sollte. In gedeckten Korvetten zählt die deutsche Marine zehn mit zusammen 158 Geschützen und 28,500 Pferdekraften, an Glattdeckkorvetten acht mit zusammen 76 Geschützen und 15,500 Pferdekraften.

Die zweite Hauptbestimmung der deutschen Flotte ist diejenige der Küstenverteidigung, und diese zweite Bestimmung rechtfertigt eine andere Eigenthümlichkeit der Flotte, nämlich die große Zahl von Kanonenbooten, kleinen Panzerfahrzeugen und Torpedoboote. Die Natur des deutschen Strandes gebietet sowohl in der Nordsee wie in der Ostsee die Verwendung von Schiffen mit geringem Tiefgange, und dieser Forderung entsprechen jene Fahrzeuge, die trotzdem im Kampfe auch gegen große Schlagschiffe wegen der schweren Geschütze, die sie führen, schlimme Gegner werden können. Bei über zwanzig solcher Schiffe zählt die deutsche Marine, ungenannt die Torpedoboote, diese unheimlichen Dinger, welche trotz ihrer geringen Dimensionen so sehr gefürchtet werden und voraussetzlich dazu bestimmt sind, in den Seekriegen der Zukunft eine verhängnisvolle, vielleicht die entscheidende Rolle zu spielen.

Deshalb legen auch die Flottenmandate ein so großes Gewicht auf die Torpedobildungen, und speziell die Manöver vor Danzig, kaum minder die vor Pola, beschäftigten sich zum wesentlichen Theile mit dem Studium des Torpedoangriffes und seiner Abwehr. Die furchtbar die Wirkung eines glücklich lancirten Torpedos kennen, lehren nicht nur die Versuche mit alten Fahrzeugen, sondern beispielsweise auch die Sprengung des türkischen Donamonitors im letzten russisch-türkischen Kriege, und die erste Pflicht der Verteidigung, die Wachsamkeit, wird in den künftigen Seekriegen sehr ausgedehnte Vorsichtsmaßregeln zeitigen, Maßregeln, die zum Theil schon jetzt Ausdruck gefunden haben in der Anwendung des elektrischen Lichtes zur Entdeckung der Torpedoboote.

Die eigentliche Schlachtflotte des Deutschen Reiches besteht augenblicklich aus sieben Panzerfregatten und fünf Panzerkorvetten mit zusammen 117 sehr schweren Geschützen und 68,700 Pferdekraften. Ihr größtes Schiff ist der „König Wilhelm“ mit 23 Geschützen und 9757 Pferdekraften; die übrigen Schiffe belaufen sich auf 6-16 Geschütze und 3600-7700 Pferdekraften; ihre Namen sind: „Kaiser“, „Deutschland“, „Friedrich Karl“, „Kronprinz“, „Friedrich der Große“ und „Preußen“ (Fregatten), ferner „Ganja“, „Bayern“, „Sachsen“, „Württemberg“ und „Baden“ (Korvetten). Die drei ersten und größten Kriegsschiffe Wilhelmshafen, Kiel und Danzig bilden die Stationen der deutschen Kriegsschiffe, und wenn erst einmal der vielbesprochene Nordostkanal gebaut ist, so dürfte diese deutsche Schlachtflotte, da sie rasch nach einander in jedem der beiden Meere aufzutreten kann, selbst gegen größere Seemächte sich furchtbar erweisen. Eine große Stärke der deutschen Panzerflotte liegt in ihrer Schnelligkeit, welche durchgängig das Maximum der bis jetzt für schwerere Schiffe überhaupt erzielten Fahrgeschwindigkeit ganz oder doch nahezu erreicht und somit eine Manövrierfähigkeit gewährleistet, wie sie bei keiner andern Flotte vollkommener vorhanden ist.

In etwas anderer Richtung hat sich die österreichische Flotte entwickelt. Die Küstenbildung an der Adria ist völlig verschieden von derjenigen Frieslands, Schlesiens oder Pommerns. Steilvorn mit prächtigen natürlichen Häfen, so der Hauptkriegshafen von Pola, geben hier der ganzen Schiffsahrt einen andern Charakter, wie am Wattenmeere oder im Baltic. Weder an Zahl der Schiffe, noch an Geschützstärke, noch an Dampfkraft erreicht die Marine Oesterreichs die des Deutschen Reiches, und das schwere „Kajmattschiff“ dominiert unter den größeren Panzerfahrzeugen. Solcher Kajmattschiffe besitzt die Flotte acht mit zusammen 108 Kanonen und 6750 Pferdekraften, dazu kommen drei Fregatten mit 50 Kanonen und 2100 Pferdekraften. Unter den Kajmattschiffen sind die bedeutendsten die „Vijša“, „Tegetthoff“, „Kaiser“ und „Prinz Eugen“; unter den Fregatten befindet sich das glorreiche Schiff „Erzherzog Ferdinand Max“, welches 1866 in der Seeschlacht von Lissa unter Tegetthoff das italienische Admiralsschiff, den „Re d'Italia“, in den Grund bohrte und damit die Schlacht entschied. Im Uebrigen enthält die österreichische Flotte an Dampfkräften 2 Fregatten, 5 gedeckte Korvetten, 5 Glattdeckkorvetten, 4 Torpedofahrzeuge, 7 Kanonenboote, 5 Raddampfer und Yachten, 5 Transportfahrzeuge und auf der Donau 2 Monitors, zusammen 44 Kriegsschiffe mit 281 Kanonen und 17,185 Pferdekraften; sie repräsentirt demnach eine sehr respectable Macht. Es versteht sich von selbst, daß auch die deutsche Flotte mit kleinen Dampfkräften, Avios und dergleichen genügend versehen ist; außerdem besitzen beide Flotten die zur Einübung der Kadetten und Schiffsjungen erforderlichen Segelschiffe und dergleichen mehr.

Unsere Illustrationen zeigen hier die hervorragendsten deutschen und österreichischen Kriegsschiffe in Reuestellung.

C. C.

Japanische Dorfszene.

Militär auf dem Durchmarsch.

(Bild S. 104.)

Es wäre Unrecht, wollten wir die Japaner mit europäischem Maßstabe messen und nach unseren Anschauungen beurtheilen. Japans Volk ist ein Kulturvolk, dessen Sitten und Gebräuche meist von den unsrigen abweichen und an dem uns Manches höchst wunderbar erscheint. Aber umgekehrt ist bei den Japanern das Uebereine, denn auch sie finden Vieles an uns auffallend und fremd, was wir für ganz natürlich halten.

Japan hat sein geordnetes und reich gegliedertes Staatsleben, in dem Vieles an unser Mittelalter erinnert. Dabei aber finden sich schon vor Hunderten von Jahren feinerreiche Einrichtungen, die wir in Europa erst in der neueren Zeit kennen lernten. Von jeher gab es dort Wasserleitungen, Posten, Landstraßen, Volksschulen und alljährliche Volkszählungen.

Die ganze Bevölkerung Japans theilt sich in acht Klassen, deren Rangordnung genau bestimmt ist und deren Grenzen so streng festgehalten werden, daß nur in den allerersten Fällen ein Uebergang von einer Klasse in die andere stattfindet. Die erste Klasse ist die der Fürsten, die zweite die der Adligen, die dritte besteht aus den Sinto und buddhistischen Priestern, die

vierte begreift die Krieger oder die Vasallen des Adels. Aus diesen vier Klassen bestehen die oberen Stände, welche allein berechtigt sind, zwei Degen zu tragen.

Dem Bürgerstande gehören als fünfte Klasse die Unterbeamten und Klerge an, der sechsten die Großausleute, der siebenten die Kleinhandwerker, Handwerker und Künstler, der achten die Landleute und Handarbeiter. Wie sehr ihre Mitglieder in der Bildung und in der Art der Beschäftigung von einander abweichen mögen, ein charakteristisches Merkmal ist ihnen allen gemeinschaftlich — die Armuth. Man erdrückt die Städte durch Abgaben, und den Landleuten, die größtentheils Leibeigene sind, theilweise aber auch eine Stellung, wie etwa unsere Pächter einnehmen, legt das Lebenswesen so viele Lasten auf, daß sie nicht frei zu athmen vermögen. Dennoch scheinen diese Unglücklichen zufrieden zu sein; sie leben mit der größten Mäßigkeit und haben ihre Freude an dem Ritzen der Feste und Umzüge, die man ihnen unentgeltlich bietet.

Japan ist ein Kulturstaat, dessen Vortritt vorzugsweise auf Ackerbau gegründet ist. Der Landbauer erzielt große Erfolge, die er hauptsächlich der Spatenwirtschaft und der verständigen Anwendung des Kompostdüngers verdankt, denn an Viehdünger hat er Mangel. Wer den Hof eines Landgutes betritt, wird sich wundern, dort Rindvieh, Schweine, Schafe und Geflügel, die untern Bauernhof beleben, fast durchgängig zu vermissen; statt dessen tummeln sich die Menschen fleißig umher, entziehen den Reis mit großen Schlägeln aus Holz und verrichten andere Arbeiten, die mit dem Landbau in Zusammenhang stehen. Gegen den Genuß von Fleisch der Hausthiere, besonders der Lämmer, sträubt sich das durch Sitte und religiöse Vorstellungen eingenommene Gefühl der Japaner. Sonderbarerweise verabscheut man sogar auch die Kuhmilch als „weißes Blut“, Butter und Käse sind deshalb unbekannt. Man klopft den Tropf der Hühner, um das verabscheute Blutvergießen zu vermeiden, übermäßig voll Keiskörner und läßt sie dann trinken, so daß sie durch den aufquellenden Reis ersticken.

Das System der Besteuerung ist ein höchst ungerechtes, da es fast nur auf dem Ackerbau beruht und den großen Adel wie die Industrie meist frei ausgehen läßt. Der gemeine Bauer muß ungefähr 35 Prozent seiner Produktion an den Staat abliefern. Der Bauer wird dadurch in steter Abhängigkeit erhalten; er kann kaum so viel erübrigen, um mit Frau und Kind zu bestehen, und wird in Zeiten des Mißwachses in die bitterste Armuth gestürzt. Die Steuern werden in Naturprodukten abgeliefert, die der Staat verkauft, um bares Geld für den Schatz zu erhalten. Aber trotzdem trägt der japanische Bauer sein durch die Ueberlieferung überkommenes Schicksal mit Ausdauer und Geduld, und erfreut sich, so weit es seine bescheidenen Verhältnisse gestatten, seines Daseins. Und daß Großstädter Großstädter in allen Zonen bleiben, zeigt uns in gelungener Darstellung der Schöpfer der beigegebenen Dorfzene; zweierlei Luch läßt überall seine Anziehungskraft, wie der japanische junge Ehemann an seiner jungen, lebenswürdigen Frau erfahren muß.

A. C.

Bedenklide Kritiker.

Gemälde von M. Schend.

(Bild S. 105.)

Die Gänse scharen sich gern um das, was sie nicht kennen. Und die Menschen auch.

Sie schnattern am liebsten über das, was über ihrem Horizonte liegt. Die Menschen machen es oft ebenso.

Und wenn so ein Maler in der Ausstellung die Gruppen mustert, welche kein Bild beschauen und darüber urtheilen, da muß es ihm wohl sein, als ob er die weißgefederten, gedankenlosen Schnattergänse der grünen Wiese sehe und höre.

„Qu! Qu!“ schnattert eine junge Gans, indem sie den übrigen voranwatschelt. „Das ist grün, das kann man fressen!“

„Dummes Frauenzimmer!“ quakt ein alter Gänserich, der in seiner Jugend eine Schwester gehabt hat, die für einen genähigten Maler im Dorfwohnhause abgestochen und gekümmert worden war. „Geh nicht so nahe hin! Ich kenne dergleichen Wiese. Vor solchen Malchinnen sitzen graulame Menschen mit Spitzbärten und breitkrämpigen Hüten, die unser Portrait malen und uns zum Dank dafür braten und aufessen. Kommt fort, kommt fort!“

„Ach, er ist ja aber nicht da!“ meinte ein Gänsefräulein, welches hochgebildet war. — „Ich hätte gar so gern gesehen, wie ich auf dem Bilde da aussähe. Es ist doch immerhin hübsch, wenn ein Künstler sich herabläßt, unsere Reize zu verewigen.“

„Ja!“ trächte ein untrakter Gänserich, welcher zu jäh geworden war, um auf die Herrentafel zu kommen und deshalb bis zum Herbst warten durfte, um der Dienerschaft vorgelegt zu werden. „Wenn diese sogenannten Künstler die Bilder überhaupt unerkennbar malen! Aber wir sind immer nur weiße Flecke und die Hauptsache ist die alberne Schafherde im Vordergrund und der grüne Spinat, in welchem wir sitzen. Seht ihr nicht?“

„Gewiß, auf unsere Gefühle wird gar keine Rücksicht genommen!“ meinte eine alte Gans, welche seit längerer Zeit unverschämtheit hatte, mit dem Schnabel zu stoßen. „Diese Menschenmänner sind gerade so wie die Gänseriche. Sie glohen Einen an, als ob ihnen der Himmel weiß was an uns gelogen wäre, und wenn wir dann genau hinschauen, sind wir ihnen nur Nebenache!“

„Und um so etwas zu malen, sitzt ein Mensch stundenlang da und schnippt und arbeitet wie ein Ackerbauer!“ philosophirte der alte Gänserich verächtlich. „Sind diese Menschen doch dumme Thiere!“

Der Maler nahte sich nun wieder seiner Staffelei, und die ganze Herde entflo, die Flügel regend, kreischend, wackelnd und bläselnd.

Der Maler aber setzte sich wieder an die Arbeit und sagte sich stolz:

„Mein Bild ist doch ein Meisterstück! Man erzählt von einem Maler des Alterthums, daß er Kirchen gemalt habe, welche die Vögel anpiketen. Um wie viel größer bin aber ich! Ich habe Gänse gemalt, in welchen die Gänse sich selber erkennen! Ich bin das größte Genie aller Zeiten!“

Und alle Welt war zufrieden. Die Gänse hielten sich für gescheidter als die Menschen, und der Maler hielt sich für einen Gott.

G. M. Vaccano.

Albumblatt.

Herbstlied.

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub!
Das Leben mit seinen Träumen,
Zerfällt in Asch' und Staub!

Die Vöglein im Walde fangen,
Wie schweigt der Wald jetzt still!
Die Lieb' ist fortgegangen,
Kein Vöglein singen will;

Die Liebe kehrt wohl wieder
Im künft'gen lieben Jahr,
Und Alles löst dann wieder,
Was hier verklingen war.

Der Winter sei willkommen,
Sein Kleid ist rein und neu!
Den Schmuck hat er genommen,
Den Keim bewahrt er treu!

August Mahmann.

Er kann nicht Fürstendiener sein.

Skizze

von

Rudolph Baumbach.

(Nachdruck verboten.)

In einer deutschen Residenzstadt lebt ein mehrfach verzweigtes Geschlecht, dessen Söhne, einer Familienüberlieferung folgend, sich sämmtlich dem Dienst ihrer angestammten Fürsten widmen. Der Ahnherr dieses Geschlechts, dessen Namen ich verschweige, war ein sogenannter Kammerhusar, welchen im vorigen Jahrhundert der damals regierende Fürst auf der großen Tour irgendwo angeworben und mit sich nach Hause geführt hatte. Der Kammerhusar zeugte einen Leibkutscher, einen Silberdiener und einen Berreiter, und diese hatten wiederum eine stattliche Nachkommenschaft von Lakaien, Schlossgärtnern, Kammerdienern, Mundköchen und anderen Hofbedienteten, so daß das fürstliche Haus bis auf den heutigen Tag seinen Bedarf an Dienern aus dieser einen Familie völlig decken kann und nur die Mohren aus dem Ausland zu beziehen genöthigt ist.

Die Spröcklinge des alten Kammerhusaren sind sammt und sonders von hohem, schlanken Wuchs, haben einen fast unhörbaren Gang und weiße Hände mit wohlgepflegten Nägeln. Ihre Gesichter sind glatt rasirt, und ihre Lippen umspielt stets ein feines Lächeln. Nur diejenigen, welche ihrem Herrn als Leibjäger dienen, haben rabenschwarze, glänzende Bärte und verstehen es, den finstern Ernst eines im Urwald aufgewachsenen Weidgesellen zur Schau zu tragen. Im Uebrigen sind sie alle brave, ruhige Leute und erfreuen sich eines guten Leumundes.

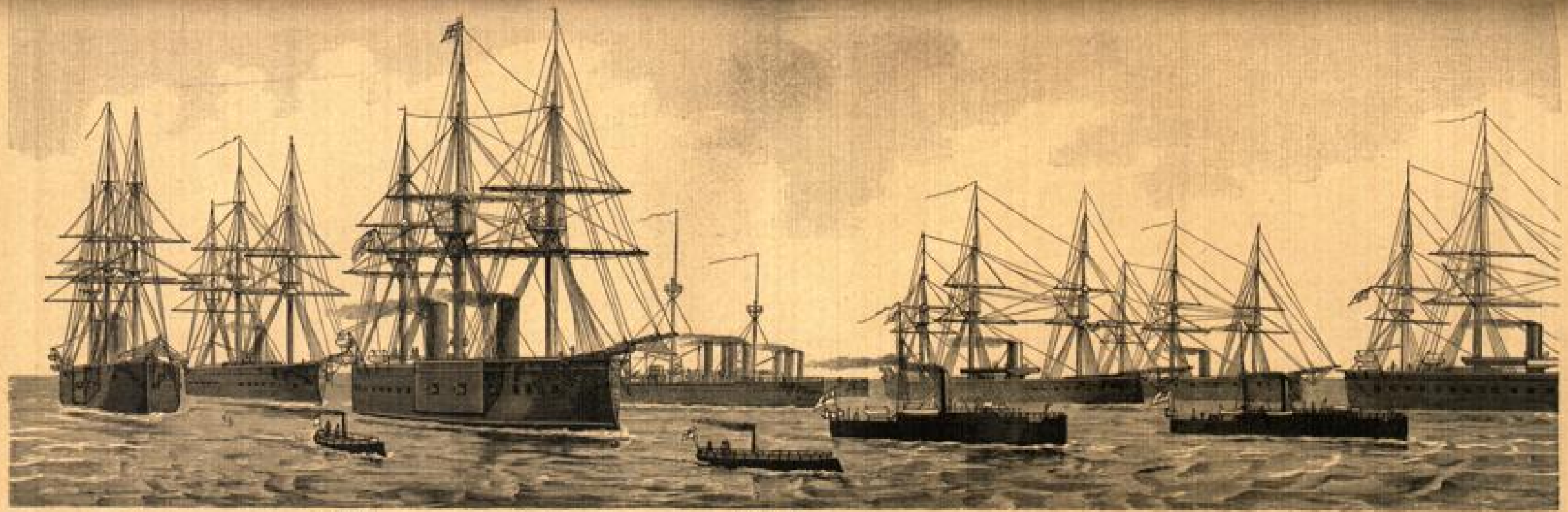
Ein einziger, Namens Jakob, ist aus der Art geschlagen. Er lebt fern von der Residenz in einer Provinzstadt, die sich ob ihrer Blumen- und Gemüsekultur eines fast europäischen Rufes erfreut. Jakob, der Abtrünnige, ist Kunst- und Handelsgärtner, und sicherlich hat Mancher, der dieß liest, einen seiner Samenkataloge, die er im Beginn des Frühjahrs nach allen Richtungen der Windrose hin versendet, in der Hand gehabt oder Bekanntschaft mit den Ungethümen gemacht, die seinen Spargelbeeten entstammen. Jakob ist ein wohlhabender, angesehener Mann, aber er kann nicht Fürstendiener sein, wemgleich aus anderen Gründen als Marquis Posa.

Ich traf ihn im vergangenen Sommer in Tyrol, wo er sich aufhielt, um Edelweissamen einzubeimsen, denn er züchtet diese beliebte Alpenpflanze im Großen. Wir erneuerten unsere Bekanntschaft, und in einer behaglichen Stunde, als der Terlaner ihn mittheilsam gemacht hatte, erzählte er mir, was ihn bewogen habe, sich fern von dem Fürstenhof, an welchem seine Brüder und Vettern sich sonnen, ein Heim zu gründen und gewissermaßen im Exil zu leben. Ich lasse seine Leidensgeschichte hier folgen und gelobe, mich aller dichterischen Ausschmückung zu enthalten.

„Bevor mein Vater als Hofgärtner in der Residenzstadt angestellt wurde,“ so begann Herr Jakob, „war er in gleicher Eigenschaft auf der fürstlichen Domäne Schwarzbad bedienstet. Im Schloßgarten, der im französischen Styl angelegt war, gab es wenig zu thun. Die Taxus- und Buchsbaumhecken mußten unter der Säge gehalten werden, und die steinernen Wasserbeden mit ihren Tritonen und Delphinen bedurften zeitweiliger Reinigung. Die sogenannte Drangerie, welche aus einem Duzend alterthümlicher Pomeranzendäume bestand, erforderte auch wenig Pflege, und so kam es, daß sich mein Vater fast ausschließlich der Kultur des Obstes und der Gemüse widmen konnte.“

„Er hatte eine glückliche Hand, und das feine Tafelobst, welches er an den Hof abliefern, lenkte die Aufmerksamkeit des Fürsten auf ihn. Es kamen mehrmals Belobungsschreiben, dann die große silberne Medaille und schließlich das Dektret, welches meinen Vater als Hofgärtner in die Residenz berief. Da war großer Jubel im Haus, und wenn der Fürst plötzlich in einem mit Schwänen bespannten Wagen über der glücklichen Familie in den Wolken er-“

Salis Friedrich von Stöckl Erzherzog Wittgenberg Sibiria Kaiserlich russische Flotte Quada Vizeadmiral Gaiswiler Vizeadmiral



Erzherzog

Erzherzog

Die deutsche Kriegsmarine. Originalzeichnung von J. Quß (S. 98.)

Seiner Majestät Kaiser

Flotte

Erzherzog

Erzherzog

Erzherzog

Erzherzog

Erzherzog

Erzherzog



Erzherzog

Die österreichische Kriegsmarine. Originalzeichnung von Witz. Richter. (S. 95.)

Erzherzog



Ländliche Freuden. Zeichnung von H. Taylor.

Maler.
Erfinder der Strephe.
Zertheilung.
Kunstwerke.
Säulen.
Pantofelmaschinen.
Kunst.
Schiff.
Kunst.

schienen wäre, so würde ich dich zwar als etwas Ungewöhnliches angestaunt, aber ganz in der Ordnung gefunden haben.

„Ich hatte den Fürsten bisher nur im Konterfei gesehen und brannte vor Ungeduld, ihn zu schauen, wie er lebt und lebt. Alljährlich war das Gerücht nach Schwarzbach gekommen, der Landesherr werde die Domäne mit seinem Besuch beehren, aber statt seiner erschien schließlich ein Hofbeamter, dessen goldgestickter Kragen wie ein verirrter Stern einige Tage im Ort herumwandelte, bis er wieder entschwand. „Im nächsten Jahr kommt er ganz gewiß,“ hieß es dann, doch wer nicht kam, war der Landesherr. Nun aber war die Zeit nicht mehr fern, da ich ihn in seiner Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht sehen sollte.

„Im Frühling überfiedelte mein Vater mit Kind und Kegel in die Residenzstadt. Der Hof hatte bereits die alte Burg verlassen und das vor der Stadt gelegene Sommerschloß bezogen. Dorthin wanderte ich am ersten schulfreien Nachmittag. Ich hatte meine besten Kleider angelegt und trug zum ersten Mal meine neue blaue Mütze, das Abzeichen der Bürgerschüler. In der Tasche barg ich etwas Proviant und im Herzen eitel Lust und Wonne. So zog ich aus dem Thor, dem gewundenen Lauf des Flüsschens nachgehend, bis ich aus Bäumen den Thurm des Sommerschlosses aufsteigen sah. Eine bunte Fahne flatterte droben, und ich griff achtungsvoll an meine Mütze.

„Mit Herzlopfen schritt ich näher und blickte durch das Eisengitter, dessen goldene Spitzen herrlich in der Sonne funkelten, in den Park, welcher das Gebäude umgab. Da sah es freilich anders aus als im Schloßgarten zu Schwarzbach: uralte Bäume, saftiger Rasen, Beete voll bunter Tulpen und Hyazinthen und über alledem eine feierliche Stille gelagert. In einem großen Teich schwammen Schwäne, und auf den Kieswegen schritten schillernde Pfauen. Vor dem Schloß aber sprang eine Wasserstrahl thurmhoch in die Luft, und das zerstäubende Wasser trug die sieben Farben des Regenbogens. Im Schloß war es still wie im Garten; die Fenster waren geschlossen, die Vorhänge heruntergelassen, und außer einigen weißen Tauben, die auf dem Dach saßen, war nichts Lebendes zu bemerken.

„Längs des Gitters fortschreitend gelangte ich an das Thor. Es stand offen, und da mir weder ein Wächter noch eine Tafel den Einzug wehrte, trat ich in den Park und näherte mich dem Schloß mit zaghaften Schritten. In einem Gebüsch stand ein absonderlicher Busch aus weißem Stein. Er hatte Ziegenfüße und hielt den Finger auf den grinsenden Mund. Das Zeichen war verständlich und ich schlich auf den Behen vorwärts.

„Die Thorflügel des Schlosses waren weit aufgethan, ich betrat das Innere, fuhr aber im nächsten Augenblick erschreckt zusammen, denn in einer Ecke des Vorhofes sah ich schlafenden Mann, und das konnte niemand Anderes sein als der Fürst.

„Er trug eine blaue Uniform mit blitzenden Knöpfen und goldenen Tressen und über der Brust ein breites, rothes Band, auf welches das mir wohlbekannte fürstliche Wappen gestickt war. Auf dem Kopf, der nach vorn gesunken war, daß der schwarze Bart die rothe Weste schier verdeckte, trug er einen Generalshut, und quer über seinen Knien lag ein gewaltiger Stab, der mit einem goldenen, kühnlichen Knopf versehen war. Das war offenbar das Szepter, mit welchem der Fürst sein Land regierte; Krone und Reichsapfel waren nicht zu sehen.

„Mit einem Gemisch von Furcht und Ehrerbietung musterte ich das schlafende Heldenbild und wollte mich eben leise wieder zurückziehen, als der Gewaltige erwachte. Er stand rasch auf und fragte mit barscher Stimme: „Was hast Du hier zu suchen? Wie kommst Du da herein?“

„Ich riß die Mütze vom Kopf und stammelte ich weiß nicht was. Meine Verwirrung schien dem Fürsten nicht zu mißfallen. Er lächelte, strich den schwarzen Bart und sagte gnädig: „Dießmal soll Dir's hingehen, aber nun mach', daß Du weiter kommst — oder halt, weil Du schon einmal hier bist, so könntest Du mir einen Gefallen thun. Willst Du?“

„Ich verneigte mich stumm. Der Fürst verschwand in einer kleinen Thür und kehrte mit einem Bierglas in der Hand zurück.

„Siehst Du, mein Sohn, dort drüben den Gasthof zum goldenen Löwen? fragte er mich freundlich und deutete mit der Hand nach einem nicht allzu fernen Hause. Ich bejahte. „Nun, so nimm dieses Glas und hole mir eine halbe Bier. Hier hast Du Geld. Hüte Dich aber, daß Du das Glas nicht zerbrichst.“

„Ich empfing das Trinkgefäß und schritt mit stolz erhobener Hand aus dem Park und nach dem goldenen Löwen. Unterwegs besch ich mir das fürstliche Bierglas. Es hatte einen in Zinn gefaßten Porzellandeckel, auf welchem ein Faß und ein Ziegenbock dargestellt waren; rund herum stand geschrieben: „Trinken ist das Allerbest' schon seit Nothzeiten gewest.“ — „Ein lustiger Herr!“ dachte ich und beeilte mich, meinen Auftrag auszuführen.

„Der Fürst empfing das überschäumende Glas und that einen tiefen Zug. „Ah, das schmeckt!“ sagte er. Dann wischte er sich die Schaumflöden aus dem Bart und reichte mir das halbgeleerte Glas. „Trink' auch einmal,“ sagte er gnädig. Aber das getraute ich mich nicht, das sei gegen den Respekt, meinte ich. Da lächelte der hohe Herr wiederum, legte mir wie zum Segen die Hand auf den Kopf und sprach milde: „Nun kannst Du gehen, mein Sohn; ich

danke Dir.“ Und ich ging wie betäubt von hinnen. Hätte mir der Fürst nachgerufen, ich möge mich ihm zu Gefallen ein bißchen auf das Eisengitter des Parks speißen lassen, ich hätte mit freudigem Opfermuth Folge geleistet.

„Als ich zu Hause den Eltern und Geschwistern mein Abenteuer mit verklärtem Angesicht erzählte, erhob sich schallendes Gelächter, und als ich erfuhr, wer der vermeintliche Fürst gewesen sei, überkam mich zum ersten Mal in meinem Leben jene Zerknirschung, die dem Kaptenjammer nahe verwandt ist und eine längere Niedergeschlagenheit zurüchläßt. Am meisten empörte mich bei der lächerlichen Begebenheit der Umstand, daß der Portier, den ich für den Fürsten genommen hatte, ein Bettler von uns war. Aber auch auf den Fürsten, der doch an dem Vorfall ganz unschuldig war, übertrug ich einen Theil meines Grolls. Ich nahm mir vor, ihn möglichst zu ignoriren, und als er bald darauf in's Bad reiste und sich die Bürger auf dem Bahnhof versammelten, um dem Scheidenden ihre Huldigung darzubringen, blieb ich mit Ostentation zu Hause.“

Hier machte Herr Jakob in seiner Erzählung einen Halt und stärkte sich durch einen Schluck Wein. Dann fuhr er also fort:

„Ich muß Ihnen nun eine Begebenheit mittheilen, über welche Sie lächeln werden. Auch ich fasse sie heute anders auf als damals. Aber noch gegenwärtig, nach dreißig Jahren, ruft mir hin und wieder ein beängstigender Traum jenen Schreckenstag, auf den ich jetzt zu sprechen komme, in's Gedächtniß zurück.

„Der Sommer war zu Ende gegangen, und der Herbst hielt seinen Einzug mit Wind und Regen. Auf Straßen und Plätzen standen trübe Lachen, und die männliche Jugend stieg wie ein Volk von hochbeinigen Wasservögeln auf Stelzen wohlgenuth im Hechten herum. Ich war in dieser Kunst noch Neuling, brachte es aber in kurzer Frist zu einer ziemlichen Fertigkeit.

„Eines Tages erging ich mich mit meinen Stelzen auf dem unweit der fürstlichen Burg gelegenen Paradeplatz. Von meinen Spielkameraden war noch keiner erschienen, und so benutzte ich denn die Zeit des Alleinseins, um eine schwierige Figur einzuüben, die mir bisher nicht hatte gelingen wollen. Da spüre ich plötzlich auf meiner Rehrseite einen leichten Schlag und vernehme die Worte:

„Kleiner, fall' nicht herunter!“

„Empört über diese Behandlung wollte ich mich umdrehen, um einem etwaigen zweiten Angriff die Stirne zu bieten, aber die Schwenkung ging nicht so rasch von statten. Darum warf ich dem Friedensstörer vorläufig ein halbes Duzend landesüblicher Schimpfwörter an den Kopf.

„Als ich dann die Wendung gemacht hatte, sah ich mich einem stattlichen Herrn gegenüber, der mich mit großen, dunklen Augen festam anschaute. In der Hand hielt er eine Reitgerte, mit welcher er mir offenbar jenen Schlag verfehlt hatte. Neben diesem Herrn stand noch ein zweiter, der trug ein rothes Ordensband im Knopfloch, hatte einen eisgrauen Badenbart und machte ein grimmiges Gesicht wie ein bengalischer Tiger.

„Mir ward bänglich zu Muthe, und ich entfernte mich mit langen Schritten wie ein geängstigter Storch. Da rief auf einmal der Soldat, der vor der Burg schilberte, mit schnarrender Stimme: „Arrraus!“ und ich sah, wie die Wache in's Gewehr trat und vor den beiden Herren, die sich genähert hatten, präsentirte. Von böser Ahnung durchschauert, fragte ich eine des Weges kommende Frau, wer der große Herr sei, der eben in die Burg gehe, und das Weib sah mich verwundert an und sprach:

„Das ist der Herr Herrsch!“

„Da wurde es dunkel vor meinen Augen, und es war mir, als ob die Erde schwankte. „O, wenn sie sich nur aufthäte und mich verschlänge!“ dachte ich, aber das geschah nicht. Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht zu sagen, ich weiß nur, daß ich am Abend desselben Tages, ein Bild des Jammers, hinter dem Ofen sah und daß meine Eltern die Vermuthung aussprachen, ich werde die Schafblattern bekommen. Man steckte mich in's Bett und stökte mir allerlei Hausmittel ein, aber für die Qualen, die meine Seele folterten, gab es kein Hausmittel.

„Die Pocken bekam ich nicht, aber ich lag ein paar Tage lang im Fieber. So oft die Klingel der Haushür ertönte, fuhr ich zusammen, denn ich dachte, jetzt kommen die Schergen und schleppen dich fort in den Kerker; und ich war fest entschlossen, mir in diesem Fall das Leben zu nehmen, um meiner Familie die Schande zu ersparen.

„Aber es verging ein Tag um den andern und die Häfcher erschienen nicht. Ich genas und ging wieder in die Schule. Niemand sprach von dem Vorfall. Hatte mir der Fürst die Majestätsbeleidigung großmüthig verziehen oder stellte das Gericht im Geheimen Nachforschungen an, um den Missethäter zu ermitteln? Ich wußte es nicht und verlebte eine schreckliche Zeit.

„Allmählig wurde ich ruhiger, und nach einigen Monaten glaubte ich annehmen zu dürfen, daß Gras über die Geschichte gewachsen sei. Ich freute mich wieder meines Lebens, dem Fürsten aber ging ich ängstlich aus dem Weg. Nur ein Umstand stökte mir noch Besorgniß ein. Der alte Herr, der an jenem Unglückstag den Fürsten begleitete hatte, und von dem ich jetzt wußte, daß er der Oberlandjägermeister sei, begegnete mir zuweilen, und es kam mir vor, als ob er mich mit ganz besonders aufmerkamen Blicken ansehe.“

Der Erzähler machte eine Pause und trocknete sich mit

dem Taschentuch den Schweiß, den ihm die Erinnerung an den ausgestandenen Schrecken auf die Stirn getrieben hatte. Nach längerem Schweigen, welches von meiner Seite nicht unterbrochen wurde, fuhr er fort:

„Jahre waren verstrichen und ich war ein stämmiger Burjache geworden. Ich unterstützte bereits meinen Vater bei der Arbeit und sollte demnächst als Gärtnerburjache in die Lehre treten.

„Da beging der Fürst die Feier seiner silbernen Hochzeit. Die vom Hof veranstalteten Festlichkeiten sollte ein großartiger Volkball beschließen, und im Rath meiner Familie war bestimmt worden, daß ich dieselbe auf dem Ball vertreten solle.

„Ich hatte bisher noch keinen öffentlichen Ball besucht, hatte aber die Tanzkunst erlernt und konnte springen wie ein junges Heupferd. Wohl bangte mir ein wenig vor einem Zusammentreffen mit dem Fürsten, aber, dachte ich, in dem aufgeschossenen Menschen wird er schwerlich den Knaben wieder erkennen, der ihn einst beleidigt hat. Ich erklärte mich also mit dem Beschluß meiner Eltern einverstanden und sah dem Fest mit freudiger Erwartung entgegen.

„Eine geschickte Schneiderhand schuf aus meinem schwarzen Sonntagsrock einen Frack, und die geschäftige Mutter wusch ein Paar alte Glacehandschuhe für mich, daß sie wie neu ausfahen und nur ganz wenig nach Terpentin dufteten. Einige Schwierigkeit verursachte die Beschaffung eines Cylinderhutes; ich selbst hatte bisher noch keinen besessen, und mein sparsamer Vater scheute die Ausgabe. Endlich wurde auch dafür Rath geschafft. Ein gefälliger Bettler trat mir einen alten Kastorhut ab mit dem Bemerkten, ich könne ihn für ewige Zeiten behalten, doch möge ich beim Abnehmen desselben die Krämpfe vorsichtig an der Seite fassen, weil sie vorn etwas schadhast geworden sei. Der Hut hatte offenbar viel durchgemacht. An manchen Stellen glänzte er wie Speck, während er an anderen rauh war wie ein Astrachanfell; auch sank er mir, als ich ihn anprobirte, bis auf die Nasenwurzel herunter, aber durch ein gelegte Papierstreifen wurde diesem Uebelstand abgeholfen, und geschickte Anwendung der Bürste that das Uebrige.

„Der Festabend kam heran, und ich zog mit vielen guten Lehren und Verhaltensregeln ausgestattet nach dem Theater, dessen Räume für den Ball hergerichtet waren. Anfangs trat ich etwas zaghaft auf, bald aber hatte ich meine Schüchternheit überwunden. Ich mischte mich unter die Tanzenden, und ich glaube, daß ich unter den anwesenden Bürgersöhnen nicht die schlechteste Figur machte.

„Als das junge Volk ein paar Stunden getanzt hatte, verkündete eine Fanfare, daß die Zeit der Rast gekommen sei, und Alles stürzte nach den Räumen, wo auf langen Tischen kalte Speisen aufgetragen waren, überragt von dunklen Flaschenhälsen.

„Ich suchte meinen Hut, aber der war verschwunden. Ich hatte ihn in einem Nebenzimmer auf ein Tischchen gestellt, dort aber stand statt meines alten Kastors ein feiner, zierlicher Hut, auf dessen weißes Seidenfutter der Name einer Pariser Firma mit goldenen Lettern gepreßt war.

„Ich schwankte eine Zeitlang, ob ich ohne Hut von hinnen gehen oder mir den fremden aneignen solle. Der spiegelnde Pariser sah zu verlockend aus, und ich trug keine Schuld an der Verwechslung.

„Ob er wohl paßt? Ja, er saß wie angegossen, und die Krämpfe war nicht im mindesten wackelig.

„Da klopf mir Jemand auf die Schulter. Ich drehe mich um und vor mir steht der Fürst.

„Ah, der gefällt Ihnen wohl?“ fragte er spöttisch und deutete auf den Hut. „Aber ich brauche ihn selber.“

„Ich stand sprachlos vor Entsetzen. Und jetzt näherte sich der Oberlandjägermeister mit einem fatalen Lächeln dem Fürsten und flüstert ihm etwas in's Ohr.

„Das war zu viel. Der Hut entglitt meiner zitternden Hand und rollte mit Gepolter zu den Füßen seines rechtmäßigen Herrn. Ich aber stürzte nach dem Ausgang und rannte barhäuptig aus dem Theatergebäude und durch Nacht und Nebel meiner Behausung zu.

„Ich bin zu Ende,“ schloß der erschöpfte Erzähler. „An andern Morgen beichtete ich meinem Vater und bat ihn kniefällig, er möge mich nach einer entfernten Stadt in die Lehre schicken, denn das Leben unter den Augen des Fürsten sei mir verleidet; und mein Vater schauderte und erfüllte meinen Wunsch; er mochte wohl einsehen, daß ich zum Heildienst nicht tauglich sei.“

„Ich lebe nun, wie Sie wissen, seit Jahren fern von der Residenz des Fürsten, den ich zweimal, allerdings wider meinen Willen, beleidigt habe, und trage auch kein Verlangen, dorthin zurückzukehren. Man hat mir nach dem Tod meines Vaters die Stelle eines fürstlichen Hofgärtners angetragen, aber ich habe sie ausgeschlagen. Ich kann nicht Fürstendiener sein.“

Sinnsprüche.

Wer Andere gern richtet, bemüht sich vergeblich, betrügt sich gewöhnlich, verständigt sich meistens, wer aber sich selber richtet und erforschet, treibt das nützlichste Geschäft, das reichen Segen bringt.

Philosophiren kann besser der Mann über das menschliche Herz, doch drin zu lesen vermag besser die Frau.

Emil Göge und Julius Lieban.

(Porträts S. 104.)

Berlin ist bekannt als eine Stadt, die in Kunstangelegenheiten nur höchst selten sich zum schnellen Enthusiasmus hinreizen läßt, die erst feinst bedächtig erwärmt sein will, deren Empfindungsthermometer aber, einmal über die mittlere Temperatur gebracht, dann schnell bis zum Siedepunkt steigen kann. In der neuesten Zeit haben außer der so früh der Kunst entrisenen Reicher-Kindermann nur Emil Göge und Julius Lieban jenen großen, unmittelbar durchschlagenden Erfolg in Berlin errungen. Die Wahrheitsliebe legt uns die Pflicht auf, hervorzuheben, daß des Letzgenannten großer Ruf vorzugsweise aus der Wiedergabe einer einzigen — allerdings schwierigen — Rolle hervorgegangen ist, während Göge gleich von vornherein in vier ganz verschiedenen Partien immer glänzendere Erfolge errungen; dagegen bietet die ganze künstlerische Entwicklungsgeschichte Lieban's so merkwürdige Ueber- und Durchgangswandlungen, daß man wohl mit Sicherheit hoffen darf, er werde die rasch gewonnene Stellung siegreich behaupten. Den Theaterüberlieferungen folgend, beginnen wir mit der Lebensskizze des Tenoristen.

Emil Karl Göge ist ein echtes Leipziger Kind, von der Stadt entkommenden Eltern am 19. Juli 1856 geboren, von einem Leipziger Organisten, seinem Onkel Imme, in Musik unterrichtet. Aber nicht zu dieser ward der Knabe bestimmt, obwohl er schon mit sechs Jahren Klavier spielte und bald zu singen anfang, sondern ein ehrlicher Leipziger Kaufmann sollte er werden; — er war auch nach den ersten Schulstudien sechs Jahre hindurch als Lehrling und Comptoirist thätig, und seine Gedanken verfielen sich höchstens bis zu einer eriparten Summe von Silberthalern; wer ihm damals eine silberne Lohengrinrührung prophezeite, den hätte er für verrückt gehalten! Der zukünftige Kaufmann wurde allerdings auch hier und da musikalisch beschäftigt, sang als Knabe im Nudel'schen Vereinschor, erst Sopran, dann Alt, dann drei Jahre gar nicht, und nach dem Stimmwechsel als junger Tenor. Am 1. Oktober 1876 trat unser Held als dreijähriger Soldat in's Militär. Doch die alte Gewohnheit des Singens wurde nicht aufgegeben und der junge Vaterlandsverteidiger war ein gern gesehener und gehörter Dilettant in Konzerten und musikalischen Familien. In einer derselben hörte ihn der ausgezeichnete Gesangslehrer Professor Gustav Scharfe aus Dresden und erklärte ihm sofort, daß seine Bestimmung nicht der Kaufmannstand, sondern die Bühnenlaufbahn, und zwar eine glänzende sei und daß er nicht einen Augenblick zaudern dürfe. Dasselbe wiederholte er dem Papa und der Mama Göge. Die aber wollten nichts davon hören, daß der geliebte Sohn das sichere Brod des Kaufmanns für den sehr unsicheren Kuchen des Theaterängers aufgeben, und erst als der Professor den königlichen Hoftheaterintendanten in Dresden Grafen Platen für den jungen Leipziger Soldaten interessirte und dieser zum Probefingern nach der Hauptstadt berufen ward, ertheilten sie dem Herzen die Einwilligung und verzichteten auf die Hoffnungen, ihren Karl einst in einem schönen Laden, worauf das Schild E. R. Göge prangte, als wohlbestallten Kaufherrn die Tageseinnahme zählen zu sehen.

Nach der Gesangsprobe in Dresden ward der junge Soldat auf königlichen Befehl nach Dresden berufen, wo er Vormittags den Dienst verließ (der wohl nicht zu anstrengend gewesen sein mag), Nachmittags bei Professor Scharfe studirte. Im Oktober 1878, nach zweijähriger Dienstzeit von weiterer Befreiung, ward er einige Monate in kleineren Rollen beschäftigt, im Februar 1879 lang er den Lyonel in „Martha“ — mit glänzendem Erfolge, den eine dreijährige feste vortheilhafte Anstellung bestätigte. Eigentliche Heldenrollen wurden dem jungen Künstler nicht zugetheilt, sondern lyrische Spielpartien, wie Maz im „Freischütz“, Johann von Paris, Gomez im „Nachtlager“ und dergleichen. Wir glauben, daß er seine Meisterschaft mehr dem Umstande verdankt, daß er unter seinem trefflichen Lehrer auch den Oratorien- und Liederspielung studirte und in Leipzig und anderen Städten fleißig öffentlich aufgeführt. Im Jahre 1880, als in seiner Vaterstadt die Gesammtgesellschaft verschiedener Künstler stattfanden, hörte ihn der jetzige Kölner Theaterdirektor Hoffmann und bot ihm unter günstigen Bedingungen die erste Stelle an seiner Bühne an, die der Künstler annahm und nach Ablauf seiner Dresdener Verpflichtungen im Oktober 1881 antrat. Von jener Zeit an erscholl sein Ruf immer weiter und weiter, und als er in Berlin den Lyonel, Lohengrin, Stradella und den Walther von Stolzing („Meisterfänger“) gelungen hatte, da bezeichnete ihn die deutsche Hauptstadt als den Einzigen, der einst Niemann ersehen wird.

Wenn nun Emil Göge, obwohl ursprünglich nicht zum Musiker bestimmt, durch eine selten glückliche musikalische Erziehung und Entwicklung zum glänzenden Ziele geführt worden ist, so bietet der bisherige Lebensgang von J. Lieban einen entchiedenen Gegensatz; er hatte von Jugend auf, sowohl durch sehnlichen Wunsch der Eltern wie durch eigene entschiedene Neigung angeregt, keinen andern Lebenszweck im Auge als den, Sänger zu werden, und dennoch wanderte er auf allen möglichen Kreuz- und Querwegen, war einmal Konzertgeiger, ja sogar — geigender Zigeuner! Er kam am 19. Februar 1858 in Lundenburg in Mähren als der Sohn eines israelitischen Kantors geboren und lang schon mit sechs Jahren im Chöre mit. Der Vater ließ ihn auch Geige lehren und Julius trat als elfjähriges Wunderkind in einem Konjerte auf. Ende der sechziger Jahre zog die ganze Familie nach Wien. Der Vater gründete eine Handelszeitung; in jener Zeit des Börsenraums war sie eine Goldquelle, diese aber verfiel mit einem Male in der furchterlichen Katastrophe des Jahres 1873, und der Dreizehnjährige ward angewiesen, sein Brod selbst zu erwerben. Damit ging's aber schlecht! Zuerst wanderte er, ohne die Eltern zu fragen, mit einem „Escamoteur“, Professor Kuchwaldi, nach Pest, um mit der Geige Zauberkünste auszuführen. Der Professor war ein Halunte, der den Knaben betrog. Diesem blieb nichts als sein Instrument, mit dem irrte er hilflos zwei Tage umher, kam zuletzt in ein Wirthshaus, wo Zigeuner musizirten, bot sich ihnen als Gefährte an, zog vier Wochen lang von Kneipe zu Kneipe und ward ihr „Kapellmeister“. Und wer weiß, ob er nicht heute als magyarisirter Libanji Opula in verschiedenen deutschen Städten glänzte und sich mit irgend einem Konkurrenzanten in Zeitungen und Anschlagzetteln herumjankte, wer der „echteste“ sei, wenn ihn nicht ein Onkel auf der Straße begegnete, energisch in's Gewissen redete, ihn von der Bande befreite und den Eltern in Wien zuführte. Der Zigeunerkapellmeister

ward nun bürgerlicher erster Geiger an der neugegründeten Komischen Oper; ein glücklicher Zufall brachte ihm die Entdeckung, daß seine so lange gar nicht beachtete Stimme sich zu einem sehr angenehmen Tenor entwickelt hatte; es war bereits beschloffen, daß er vom Violinpulte weg die Bühne desselben Theaters als Sänger bestiegen sollte, da ging das Unternehmen zu Grunde, und J. Lieban mußte froh sein, als Chorist beim Stadttheater unter Laube angestellt zu werden; hier trat er, der komische Opernsänger, als Chorführer in der „Antigone“ zuerst auf und gefiel. Aber das Griechenthum allein genigte ihm nicht, er wollte auch die „Räuber“ als Statist und Chorist mitspielen; bei der Vorstellung kam er in Konflikt mit dem Regisseur, der Zigeuner erwachte in ihm, er verließ das Theater zur Stelle und ward wieder irrender Wanderer. Ein günstiger Stern bewahrte ihn vor zu gewagten Versuchen und leuchtete ihm auf richtiger Bahn vor. Der ehemalige Kapellmeister der „Komischen Oper“, Gené, der seine Stimme und sein Talent kannte, empfahl ihn der Direktion des Theaters an der Wien als Operettensänger; seine Anstellung war eine verhältnismäßig günstige, er hatte endlich eine sehr bescheidene, aber gesicherte Existenz. Nun aber erwachte der künstlerische Ehrgeiz; er wollte nicht in der Sphäre der Operette bleiben, Gesangskünstler werden, an die „Große Oper“ übergehen und vor Allem Gesangsunterricht nehmen. Aber alle Wiener Lehrer bemerzten ihm, für die große Oper wäre seine Statur zu klein, er möge bei der Operette bleiben und allenfalls in Konzerten als Liederjänger wirken. Nur der Professor am Konservatorium, der treffliche Gänzbacher, unternahm das Wagestück, ihn auszubilden, und verschaffte ihm die unentgeltliche Aufnahme in das Institut. Er hatte die Freude, daß der Schüler in kurzer Zeit sich vorzüglich entwickelte. Schon damals sollte dieser an die Berliner Hofoper berufen werden; der genial findige Kroll-Engel hatte ihn in einer Opernvorstellung des Konservatoriums gehört und Herrn v. Hülsen dringend empfohlen. Die Unterhandlungen waren bereits im Gange, wurden jedoch zu früh in den Zeitungen bekannt und von dem in solchen Dingen nicht mit Unrecht sehr empfindlichen Hoftheaterintendanten sofort abgebrochen. Inzwischen hatte der Leipziger Direktor Neumann ihn gehört und angestellt als — Bariton; denn Lieban's Stimme ist zwar nicht stark, aber in vollem Maße für Tenor- und Baritonpartien gleich befähigt durch ihren Umfang und Leichtigkeit des Ansatzes. Nun aber begannen die Prophezeiungen der Wiener Lehrer sich zu bewahrheiten. Die Baritonpartien sind ja meistens für jornige Könige, verliebte Wütheriche, betrogene und rachgierige Freunde geschrieben. Nun denke man sich einen Luna („Troubadour“), König Karl („Ernani“), Hans Heiling (oder gar einen Don Juan!) mit einem feinen, intelligenten Gesichtchen und einem kleinen, eleganten Wuchse, eine Salonerheinung! Man kann es den Leipziguern wahrlich nicht verargen, wenn sie ihrem Baritonisten ein paar Zoll anwünschten, bei aller Anerkennung seiner Leistung! Da erkrankte eines Tages der Tenorist, der den Wime im „Siegfried“ sang, und der Direktor übertrug die Rolle dem Bariton Lieban — und beehlt ihm für diese Rolle sofort bei der Bildung des Wagner-Wandertheaters. Als in Berlin das Festspiel angefündigt ward, sahen alle Die, welche in Bayreuth gewesen waren, gerade dem „Siegfried“ mit Mißtrauen entgegen, denn in der Rolle des Wime galt der treffliche Schläfer, der sie unter Wagner's Augen studirt und wiedergegeben hatte, für unerreichbar. Aber „der kleine Lieban“ war fast noch besser; das unheimlich Komische des Zwerges kam durch ihn noch mehr zur Geltung. Nach dem ersten Akte wollte der Applaus kein Ende nehmen — Lieban war ein berühmter Mann und wurde an das Berliner Hofoperntheater berufen. Während seines Aufenthalts mit dem Wagnertheater hat er nur noch die Partie des Jaquino im „Fidelio“ (der Benefizvorstellung der ickigen Reicher-Kindermann!) gesungen; beim Antritt der Stellung im Hofoperntheater den David in den „Meisterfingern“ und den Juan in „Jar und Zimmermann“. Daß die immerwährende Wiedergabe ein und derselben Rolle, und noch dazu einer in jeder Hinsicht so ganz abseits liegenden wie Wime, nicht ohne einige Nachwirkung auf Darstellungs- und Gesangsweise bleiben konnte, war bei den Antrittsrollen vorauszu sehen; aber die vortreffliche musikalische Bildung, die Unschätzbare im Zusammenwirken, die Sicherheit des Stimmansatzes, die ganz eigenthümliche Vielseitigkeit der wohlklingenden Stimme und die große Begabung für Darstellung waren überall zu erkennen und bekräftigten die zuversichtliche Hoffnung, daß Lieban bald als ein bedeutendster lyrischer und Charakterjänger überall anerkannt sein wird. D. G.

Verfälschung der deutschen Sprache.

Wie die deutsche Sprache in Amerika verfälscht wird, schildert ein Feuilletonist des „Deutschen Heim“ durch folgende erbauliche Beispiele. Wenn der Deutsch-Amerikaner von einer Dame sagt, sie trage das Haar in langen Keris auf dem Kopfe, so meint er in langen „Loden“ (curls). Er ändert nicht seine Meinung, sondern er schändet (to change) seinen „Mein“ (the mind); er fragt nicht: „Was ist Dir passiert?“ sondern: „Was ist de Mätter (the matter) mit Dir?“ Der Deutsch-Amerikaner ist nicht in der Eile, die Pferdebahn zu erreichen, er ist vielmehr „in der Horry (hurry), die Car zu fätschen“ (to catch the car). Ich hörte einst in New-York, wie eine süddeutsche Frau einer andern, die nach dem Theater gehen wollte, zurief: „Thun Sie sich gut endshau!“ (to enjoy — sich unterhalten). Ein alter Deutsch-Amerikaner, der schon über dreißig Jahre in Amerika gelebt hatte, und dem das Gefühl, was eigentlich von dem, was er sprach, englisch und was deutsch sei, vollständig abhanden gekommen war, gebrauchte nicht selten in einem Satz dasselbe Wort einmal deutsch und einmal englisch. So erinnere ich mich, gelegentlich folgenden Satz aus seinem Munde gehört zu haben: „Heute habe ich für meinen „Dog“ (dog = Hund) ein „Hundshaus“ gebilt“ (to build = bauen). Auch die Journalisten machen diese Unart mit: in den deutsch-amerikanischen Blättern wimmelt es von englischen Broden und englischen, wörtlich in's Deutsche übertragenen Redewendungen. Das Stärkste darin aber wird vom Publikum im Inseratenheil geleistet. Da heißt es unter Anderem: „Erster Klasse upright und square Pianos gegen cash oder Raten billig zu verkaufen.“ Das soll auf Deutsch etwa heißen: „Ausgezeichnete aufrechte und tafelförmige Pianos gegen baar ic.“ Und das ist ein deutsches Inserat in einer deutschen Zeitung.

Am Deiche.

Eine Geschichte aus den Marschen

von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Magda Brandau hatte seither im Hause am Deiche ein äußerlich stilles Leben geführt, aber nicht ein einsames. Denn auch in ihr drängte sich eine Welt von Gefühlen an das Tageslicht, die bis dahin tief verborgen geschlummert hatten. Seit jener Stunde, wo Albrecht's starke Arme sie durch die anschwellende Flut getragen, hatte sich ihr mit entsetzlicher Klarheit das Bewußtsein aufgedrängt, daß sie Theda's Gatten mit der vollen Gewalt ihres leidenschaftlichen Herzens liebte! Im ersten Augenblicke war sie geblendet von dem neuen Lichte in ihrem Innern. Es wollte etwas in ihr aufklingen, etwas nie Bekanntes, wie eine neue, beseligende Offenbarung. Denn auch in Magda sprach endlich allgewaltig die natürliche innere Stimme, welche die Menschenfinder zu ihrem höchsten, vollkommensten Glücke ruft und drängt. Aber das Glückssloos, das ihr zugefallen, diesen Mann unglücklich, unrettbar zu lieben, brachte keinen Sonnenschein; es erschien ihr wie ein plötzlich zukender Blitz aus dunklem, dräuendem Sturmgewölke. Und aus welchem inneren Zwange mußte sie gerade ihn lieben, ihn, der ihr fern, kalt, ja fast feindselig gesinnt gegenüber gestanden hatte; weshalb mußte gerade sie Theda's Gatten lieben? Törichte Frage! War es die Weichheit, die Milde seines Wesens, die ihre spröde, starke Natur insgeheim angezogen hatten? Oder war es das den Sterblichen von Uranfang her in die Brust gepflanzte Streben und Sehnen nach demjenigen, was uns versagt bleiben soll? Oder war es, weil gerade dieser Mann vor allen Anderen ausersahen war, ihr das schlimmste, das unheilbarste Leid anzuthun?

Magda Brandau war von der Natur nicht zum leidenden Entzagen, zum demüthigen Verzicht geschaffen. Sie trug in sich ein kraftvolles und durch die Ungunst ihrer äußeren Umstände bis zu heißer Sehnsucht geschärftes Verlangen, glücklich zu werden und zu beglücken. Nun war es erschienen, was ihre Seele zur Entfaltung aller ihrer reichen Kräfte, was ihr Herz zum Verschicken aller seiner reichen Schätze drängte! Aber es war nur eine fata Morgana, ein Trugbild der Wirklichkeit, das den brennenden Durst des Wüstenpilgers stachelte, ohne die Möglichkeit einer Erquickung. Denn zur Seite ihrer leidenschaftlichen Wünsche stand ihr als treuer, unbeugsamer Wächter ihr starkes, wohl zu erschütterndes, aber nicht zu durchbrechendes Pflichtgefühl. Und dieser schützende Deich hatte bis dahin gehalten; er hatte sogar gehalten, als in jener Nacht die Sturmflut seiner und ihrer Leidenschaft in wilder Brandung gegen den Wall ihrer Grundfeste, ihrer Selbstachtung emporkürrte. Als sie damals die entzückende und furchtbare Gewißheit erhalten hatte, daß seine erste, echte, heiße Liebe ihr gehöre, als sie sich dann in tiefster Bewegung gegen Albrecht's lockende Worte stüchtend abschied, da hatte sie sich mit zerrissener Seele vor der arglos schlummernden Freundin auf die Kniee geworfen. Sie hatte das wirbelnde Haupt auf Theda's Lager gedrückt und nach einem verzweifelten, heldenmüthigen Kampfe, dessen Zeuge nur Der war, der uns nicht über unser Vermögen versuchen will, unter einem Strome brennender, schluchzender Thränen, der sie zu erlösen drohte, hatte sie auf die willenlos hingeebene Hand der kranken Schläferin, die der Irrenden ein Stab und eine Leuchte in ihrer Finsterniß wurde, das Gelübde geflüstert: „O Du unschuldige Kind! Ich bleibe Dir treu, wie Du mir, im Leben und im Tode! So wahr mir Gott helfe!“

Damit war wohl ein erster Sieg in raschem Anstürme erfochten gewesen. Aber der schlimme Feind war deshalb noch keineswegs überwältigt. Denn das rebellische, leidenschaftliche Herz gehorcht dem harten Schulmeister Pflicht nicht sogleich und nicht stumm wie ein Soldat dem Befehle des Führers. Es beugt sich nur augenblicklich und widerwillig der stärkeren Gewalt, wie ein unvernünftiges, störrisches Kind. Hinterher aber schmollt und weint es und möchte doch gern von dem lodenden, schönen, verbotenen Apfel genießen. So verfloßen auch Magda's Stunden in rastlosem innerem Hin- und Wiederdrängen. Was würde nun wohl aus ihr werden? Was würde wohl das Ende all' der folternden Verwirrung sein? Wie war doch ihr Leben so lang und so zwecklos! Es schien, als ob ein jeglicher jener kurzen nebeligen Novembertage sich sträubte, zu Ende zu gehen! Die eintönige Ruhe ihres Lebens machte sie unerträglich ruhelos; ihre äußere, erzwungene Kälte brannte in ihr wie ein geheimes Fieber. In einem herrlichen Buche, das von unseren Küsten und seinen Bewohnern erzählt, hatte sie die schaurige Mär vom „Dränger“ gelesen, jenem formlosen, nächtlichen Gespenst, das dort an den Deichstreden haust. Der Dränger überfällt den einsamen, nächtlichen Wanderer und packt ihn mit seinen kalten, entsetzlichen Armen. Du siehst ihn nicht, du hörst ihn nicht. Du fühlst dich nur mit eisernen Banden umschnürt. Der Unhold will sein Opfer in die hungrige, wartende Flut hinabdrängen. Du wehrst und sträubst dich, und nun ein Kampf auf Tod und Leben! Ist deine Kraft erschöpft, so schleppt er dich in das tückische, nasse, brüllende Grab, und der Schrei deiner Angst erreicht nicht mehr dein eigenes Ohr. Hältst du aus im

Ringen bis zum ersten Morgenstrahl, so läßt das gräßliche Wesen ab von dir und entflieht. Schon Manches hat so gerungen die ganze Nacht und endlich Leib und Seele gerettet. Viele aber verschwanden auf ewig. Das war Magda's eigener Kampf! Und dazu die Qual, täglich mit Theda von Albrecht gleichmüthig sprechen, seine Briefe hören, seine Pläne erörtern, die herzliche, unbefangene Sehnsucht der liebenden Frau nach des Gatten Heimkehr beschwichtigen, sich über ihre eigene Abneigung gegen ihn rechtfertigen, der Freundin innige, rückhaltlose Zuneigung ertragen zu müssen! Die einfachen, guten Worte, sie trafen die unschuldige Schuldbewusste wie scharfe Geißelhiebe! Das konnte unmöglich so weiter gehen, auf diesem Wege lag für sie Alle der unentrinnbare Abgrund. Magda begriff, daß sie Mythusen verlassen haben mußte, ehe Albrecht heimkehrte. Wiedersehen durfte sie ihn nicht. Seiner lebenden Stimme nochmals ihr Ohr leihen, — dieser Folter, dieser Bethörung durfte sie sich nicht aussetzen. Dem wer konnte sie dann noch schütten, wenn sie sich selbst aufgab? Magda wußte, hoffte, daß Albrecht fern bleiben wollte, so lange sie in seinem Hause weilte. Und wenn nicht, so würde ihm ihre Abreise unmittelbar vor seiner Heimkehr deutlicher antworten als jedes gesprochene Wort. Sie veranstaltete daher, daß Theda's Briefe den ersten Tag des neuen Monats als den festen Zeitpunkt ihres Scheidens nannten. Dieses Mal schien



Emil Göhe. (S. 103.)

Julius Lieben. (S. 103.)

sie sich in ihm nicht getäuscht zu haben. In seinen Antworten bedauerte er, daß die Besichtigung einer hervorragenden Kunstsammlung seitab von der großen Straße, zu der ihn der Besitzer auf eben jenen Tag eingeladen, ihn verhindere, sich von Fräulein Brandau persönlich zu verabschieden. Als Magda bei dieser Mitteilung aufathmend schwieg, erging sich die arme Theda in erneuten herzlichen Klagen über die unüberwindliche Entfremdung zwischen den

dem Scheiden ohne Entscheidung. Aber eine besondere Sorge schien sein gleichmüthiges Wesen zu bedrücken. Mehrfach deutete er sogar Bedenklichkeit über die Witterungsaussichten an. Als die Frauen endlich aufmerksam wurden und auf seine Worte eingingen, konnte er seine Furcht vor dem kommenden Tage nicht verhehlen. „Es ist Morgen Springflut,“ sagte er bedeutungsvoll, „Vollmondshochwasser, und zudem ist der Mond in der Erdnähe.“

zwei ihr so theuren Menschen, die sie so gern wenigstens im Abschiede freundschaftlich geeinigt hätte.

Das sonnige, trockene Spätherbstwetter, dessen wir uns regelmäßig im mittleren Deutschland erfreuen, wird den Küsten der Nordsee nicht zu Theil. Auch in diesem Jahre bedeckte ein trüber, kalter Nebel tagelang die Küsten, die Westwinde wehten ungestüm, und in ihren Ruhepausen strömte der Alles durchweiche Regen reichlich hernieder. Ohne Sonnenschein schien vor Magda die ganze Landschaft in erdrückend finsternem Grusse. So hatte sie auch in jüngster Zeit selten vom Deiche aus das geheimnißvolle Ansehen des Meeres beäugt. In den letzten Tagen zumal hatte der heftige Südweststurm der beiden Frauen fast jede Bewegung im Freien verboten. Sybo war regelmäßig erschienen, um seiner übernommenen Pflichten zu warten. Er war weniger heiter und mittheilbar als sonst. Theda sah in seiner Zurückhaltung den stillen Kampf mit



Japanische Dorfszene: Militär auf dem Durchmarsch. Nach einer Skizze von N. Wanjura. (S. 99.)



Ведущие артисты. Картина от В. Эдм. (С. 19.)

Die Frauen, welche die Tragweite dieser astronomischen Konstellation nicht kannten, scherzten über den Ernst seiner Worte. Sie versicherten, daß sie nicht mondsüchtig seien, daher von Luna's voller Erscheinung und ihrer Annäherung an die alte Mutter Erde nichts zu befürchten hätten.

„Auch wir Anderen nicht, hoffe ich,“ suchte er einzustimmen. „Es wäre denn, daß der Sturm nach Nordwest herumspinge. Dann schütze Gott den Deich.“

Theda blickte ihn besorgt an.

„Glaubst Du wirklich, daß Gefahr vorhanden, lieber Sybo? Unser Deich ist doch so mächtig hoch und breiter als mancher andere, und überall tüchtig mit Stroh befestigt.“

„Ich dachte nur an die Ausbucht gegen Nordwesten, vor dem alten Kolk,“ antwortete er.

„Der Deich hat doch bis dahin immer gehalten,“ sagte die ängstliche junge Frau halb fragend, in dem Wunsche beruhigt zu werden.

„Springsflut und schwerer Nordweststurm sind seit vielen Jahren nicht zusammengefallen,“ erwiderte er bedenklich. „Hoffentlich bleiben wir auch morgen damit gnädig verschont.“

Sybo's frommer Wunsch ging leider nicht in Erfüllung. Am andern Morgen brauste ein orkanartiger Sturm aus der gefährlichsten Richtung über den Brootenpolder dahin. Sybo war schon früh in Uthusen gewesen, um alle Männer und Pferde zur Deicharbeit zu befehlen. Sandsäcke sollten gefüllt und Fashinen gebunden werden, damit in der Stunde der Noth der alte Erbfeind des Friesenstammes die Erben der alten Landesverteidiger nicht unvorbereitet fände. Fürwahr eine fast tausendjährige Fehde! Denn bereits das uralte Verfassungsbuch der Deutschen, der Sachsenspiegel genannt, bezeugt, daß die Friesen dem Kaiser keine Heeresfolge zu leisten hätten, da ihnen die Verteidigung des Landes obliege „gegen die See und den wilden Dänen“. Dadurch war auch Magda's Abreise hinausgeschoben. Unwetter, sowie Mangel an Gespann und Lenker hielt sie wenigstens für heute fest. Aber auch ohne diese Hindernisse hätte sie in der drohenden Bedrängnis die Freundin nicht verlassen. Denn Theda's ohnehin wenig widerstandsfähige Nerven waren durch die Vorstellung, daß dem Deiche Gefahr drohe — ihr lebenslängliches Schreckbild von Kindheit auf — in einen bedenklichen Zustand krankhafter Erregung verfallen. So fand sich Magda widerwillig darein, noch diesen einen Tag unter dem Dache der Lagenden, zitternden Freundin zu bleiben. Aber es mußte der letzte sein, denn Abrecht war bereits auf der letzten Strecke seiner Heimreise.

Den Vormittag verbrachte Magda in unbehaglichster Unthätigkeit. Das Säusen des Sturms nahm ihre Gedanken völlig gefangen. Während Theda auf dem Ruhebett rast- und fassunglos mit ihrer eigenen Angst kämpfte, sah Magda stumm am Fenster, starrte in den Aufruhr der Elemente hinaus, horchte auf die wilden, wuthschraubenden Stimmen der erlangereitigten See und verfolgte die Bewegungen der Männer, die auf dem hohen Deiche mit Lasten und Werkzeugen hin und her eilten. Endlich ward ihr die Unthätigkeit unerträglich. Sie benützte einen vorübergehenden Blick der Nachmittagssonne, um unter dem Vorwande, das Wetter kläre sich auf, hinaus zu eilen. Nur langsam konnte sie sich dem Deiche nähern. Das schwere Erdreich war durch den anhaltenden Regen der letzten Wochen in einen zähen Schlamm brei verwandelt, in dem jeder vorschreitende Fuß einsank und haften blieb. Als sie sich den großen Polderweg, der von Deich zu Deich führt, entlang arbeitete, fuhren Wagen und Karren an ihr vorüber, mit Stroh, Brettern und Balken beladen. Die Führer trieben in ungewohnter Hast und wie selber gejagt durch die höchste Anspannung ihres eigenen Entschlusses ihre Thiere rücksichtslos dem Deiche zu, wo bereits Andere ungeduldig nach ihnen auspähten. Magda umging den Kolk, der sich wie alle Gräben bis zum Rande mit Wasser gefüllt zeigte. Denn die Ebbe war seit mehreren Tagen kaum wahrnehmbar eingetreten, und so hatten sich die Schleusen, die den Polder in die See entwässern, nicht öffnen können. Während das junge Mädchen die innere Seite des hohen Walled hinanstieg, schützte dieser sie vor dem Sturme. Nun aber endlich schaute sie wuthbegierig über die Kappe hinaus. Sogleich wurde ihre Gestalt von der wüthenden Windsbraut erfasst. Unfehlbar wäre sie den Abhang wieder hinunter geschleudert worden, wenn sie sich nicht sofort zur Erde niedergelassen hätte. So lag sie nun wie im Hinterhalte, und ließ ihre vom peitschenden Sturme fast geblendeten, erstarrten Augen über das Bild hinschweifen, das sich draußen vor ihr entrollte. Der weite Anwachs war verschwunden, das Vorland nur eine einzige Wasseroase, in der unzählige Wellen tobten, sich bäumten, dann mit blendend weißen Schaumkämmen gegen den Deich heranrollten, wie wilde, zähneflehende Bestien, die alle eine ungedeckte Seite, eine unvorsichtige Bewegung des Wächters erlauern, um ihre weißen Zähne in seinen Leib zu bohren und sich über seinen zerfleischten Leichnam hinweg den Zugang zum offenen, nicht mehr beschützten Lande zu bahnen. Die überstürzenden, brandenden Wogen liefen in rascher Folge an der lang abwärts gestreckten Böschung des Deiches heran und leckten gierig mit ihren letzten fliegenden, durch die eigene Schleuderkraft abgerissenen Schaumballen zur breiten, festen Kappe hinaus. Dann zogen sie sich auf kurze Augenblicke zurück und nun schien es Magda, als ob unendliche, brüllende Abgründe ihr entgegen gähnten, um sie und alles menschliche Werk und Wesen rings umher zu verschlingen. Eine Höllepracht! Bei jedem neuen Ansturm schien die Flut

zu steigen, und Magda's fester Muth, der ihr in dem furchtbaren Aufruhr aller Naturkräfte mehr ein großartiges Schauspiel als eine Gefahr zeigte, konnte sich dennoch einer Anwendung von Entsetzen nicht erwehren, als sie gewahrte, daß die Fluten außerhalb nur noch etwa in Manneshöhe unter der Deichhöhe standen, während innerhalb das feste Land wohl zwanzig Fuß tief unter ihr lag. Dicht vor ihr arbeiteten die Männer, ernst und wortkarg, um die am schwersten bedrohte Strecke des Deiches zu verstärken. Sie schienen die ungewohnte Zuschauerin nicht zu bemerken. Sybo's breite Gestalt stand in einiger Entfernung. Jetzt kam er heran; die ausschließliche Richtung seiner gesammten, voll angespannten geistigen Thätigkeit auf den großen Kampf gegen den wüthenden Feind ließ es ihm gar nicht auffallen, Magda hier zu sehen.

„Ist Gefahr vorhanden?“ fragte sie ohne weitere Einleitung.

„Wir stehen in Gottes Hand,“ sagte er mit feierlicher Ruhe. „Die höchste Flut tritt freilich erst in zwei Stunden ein. So lange steigt das Wasser noch. Aber unser schlimmster Feind ist der Orkan. Rast er so weiter, so kann die See leicht bis an die Kappe steigen, namentlich hier in der Biegung gegen Nordwest. Und dann —“

Seine letzten Worte verwehte der Sturm. Er wandte sich wieder zu den Arbeitern.

Magda blieb auf ihrem gedeckten Platze. Sie fühlte sich wie verzaubert und festgebann durch das Ungeheure, was sich vor ihr ereignete. Das Heulen des Sturms, das Donnern und Brausen der Flut, die wild jagenden Wolken, die und da, in Nähe und Ferne, einzelne vorüber huschende matte Sonnenblicke auf dem trüben Grau der Gewässer; die Schaaren flüchtender Möven, die mit bangem, schrillen Schrei vor dem Sturme über sie hin landeinwärts jagehen: Alles vereinigte sich zu einem Bilde wilder Majestät. Nach und nach fühlte sie häufiger den salzigen Staub der am äußern Deiche emporzüngelnden höchsten Wellen. Augenscheinlich stieg das Wasser noch immer. Der fern und nahe rollende Donner wurde unaufhörlich. Zuweilen durchfuhr es Magda, als ob die schwere Masse des Deiches erzitterte, sich hob und senkte. Die Arbeiter hatten sich jetzt um Sybo auf einer kurzen Strecke zusammengezogen; dort schienen sie den Hauptangriff und die schlimmste Gefahr einer Bresche vorauszu sehen, denn alle Schutzwaften wurden dort gehäuft. Magda glaubte sogar zu bemerken, wie Jene eilig und ängstlich bemüht waren, ausgerissene Höhlungen in der äußeren Oberfläche des Deiches wieder zu schließen.

So mochte wohl eine Stunde verflossen sein. Magda stand noch immer da im Banne des furchtbar großartigen Schauspiels. Ihre starke Seele zitterte vor Aufregung über das ungeheure Erlebnis, und mit Ehrerbietung verfolgte sie den Kampf jenes kleinen Häusleins schwacher Menschen, das sich mit kaltem Muth dem drohenden Verderben entgegenstemmte.

Jetzt löste sich Sybo wiederum von der Gruppe los und kam zu ihr heran. Erwartungsvoll sah sie ihm entgegen.

„Wie steht's?“

„Die Flut steigt noch immer,“ sagte er ruhig, „aber der Deich hält sich gut, und ich hoffe, er hält es aus. Aber —“

Er sah ihr mit bedeutungsvollem Ernste in's Gesicht. In diesem Augenblicke mußte sie den einfachen Mann bewundern. Er war ein echter Sohn seines Vaterlandes, die sich dieses Vaterland selber schufen und immer von Neuem für dessen Dasein zu kämpfen haben. Sein ganzes Wesen hatte einen heimischen, eingeborenen Erdgeruch an sich. Aus seinen Zügen leuchtete ein ihr sonst fremder Ausdruck einfacher Heldengröße.

„Nun, was?“ fragte sie, bemüht, ebenso gleichmüthig zu erscheinen.

„Ich bleibe hier bis zum letzten Augenblicke, mein Fräulein. Wir dürfen die Arbeit nicht ausgeben, so lange noch eine Möglichkeit da ist, den Deich zu retten. Aber ich würde hier mit größerer Ruhe stehen, wenn ich wüßte, daß im Brootenpolder keine Menschen mehr sind, die in Gefahr kommen, falls der Deich dennoch nachgeben sollte. Denn bricht erst die Welle herein, so wirft sie Alles vor sich nieder. Die stärksten Bäume, die schwersten Gebäude werden von der Strömung weggeschwemmt wie Kinderspiel und Kartenhäuser.“

„Was soll ich thun? Befehlen Sie! Ich folge Ihnen willig und unbedingt.“

Ueber Sybo's Züge flog ein kurzes, freudiges Lächeln bei diesen unterwürfigen Worten des stolzen und sonst so eigenwilligen jungen Mädchens.

„Ich bitte Sie,“ fuhr er fort, „nach Hause zu gehen und von dort mit Theda und allen anderen Bewohnerinnen den Weg durch den Garten zum Hauptdeiche einzuschlagen. Jenwärts finden Sie in den Arbeiterhäuschen Zuflucht, bis wir wissen, ob die Gefahr für den Polder abgewendet ist. In zwei Stunden ist Alles entschieden.“

Sybo's Anordnungen wurden in diesem Augenblicke durch einen reichlichen salzigen Gisch unterstüßt, der über den Deich setzte und die beiden jungen Leute vollständig übersprühte. Wie erschreckt durch dieses verstärkte Zeichen, daß die Flut noch immer stieg, wandte Sybo sich von ihr ab, seinem verzweifelten Geschäfte zu. Magda flog den innern Abhang des Deiches hinunter. Während sie nach Hause eilte, überlegte sie, wie sie ihren leidenden und für

entschiedenes Handeln unfähigen Schützling zum Verlassen des Hauses bewegen könne, ohne der Kernsten die drohende Gefahr zum erschreckenden Bewußtsein zu bringen. Noch zweifelnd und unentschlossen betrat sie das große Wohnzimmer, nachdem sie beim Durchschreiten der Küche die drei erschrockenen Mägde von Sybo's Befehl, den schützenden Hauptdeich zu gewinnen, unterrichtet hatte. Schleunigst und mit erleichtertem Herzen brachen die Dirnen auf, denn die Gefährdung des Deiches war ihnen bereits bekannt. Ohne von der Hausfrau eine weitere Anordnung zu erwarten, trafen sie ihre kleinen Vorbereitungen zu raschster Flucht. Theda schlummerte noch, als Magda eintrat; wenigstens erschien es dieser so im einbrechenden Abenddunkel. Magda, ohne sie zu stören, flüsterte beratend mit Jantje, Jotto's junger Wärterin, wie draußen das Kind am besten gegen den Sturm zu schützen sei. Da stürzte eine der Mägde herein und meldete mit ängstlichem Tone: Herr Sybo habe nochmals geschickt; die Frauen sollten sich eilen; das Wasser spüle schon auf die Deichkappe. Ehe Magda der Dirne den unvorsichtigen Mund verschließen konnte, fuhr Frau Theda mit einem schrillen Schrei in die Höhe. „Der Deich!“ freischte sie, „der Deich! Wir sind Alle verloren!“ Mit krampfhaftem, unheimlichem Lachen sank sie zuckend und bewußtlos auf ihr Lager zurück.

Magda wandte sich, uneingedenk der eigenen Rettung, zu ihr, um vor Allen die Dulderin wieder in's Bewußtsein zurückzurufen. Vergebens. Als sie die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen erkannte und den Hausmägden Befehle erteilen wollte, um Theda auf ihren Armen davon zu tragen, waren diese bereits verschwunden.

So sah nun Magda allein neben der Leidenden, die nur durch schwache, wimmernde Laute ihre Lebensregungen bekundete. Das Kind schlief nebenan auf Jantje's Knieen. Es war völlig finster geworden. Magda in ihrer Rathlosigkeit dachte nicht einmal daran, das Zimmer zu erleuchten. Sie fühlte sich jetzt mit ihren Schutzbefohlenen von der Außenwelt ganz und gar abgeschieden; wie auf eine trostlose, wüste Insel mitten im Weltmeere verschlagen. Der Sturm und die See heulten lauter und lauter mit Verderben drohenden, geheimnißvollen Stimmen. Dazwischen erklang nun etwas Neues: ein seltsames Gurgeln und Plätschern, wie wenn ganz in der Nähe ein lebhafter, regengeschwollener Bach vorüber rausche. Doch das war sicherlich Sinentäuschung.

Plötzlich wurde die unheimliche Stille durch das Anschlagen der Hausthüre, dann durch schwere, eilige Schritte im Flur unterbrochen. Magda horchte. Der Eingetretene blieb stehen und Sybo's Stimme rief laut:

„Ist noch Jemand im Hause?“

Magda eilte freudig an die Thüre. Die Gegenwart des muthigen und kaltblütigen jungen Mannes besetzte sie von einer schweren Sorge, von einer Verantwortung, die das muthige Mädchen im Gefühle seiner gänzlichen Machtlosigkeit schwer beängstigt hatte. Beinahe heiter rief sie hinaus:

„Hier sind wir noch Alle, Herr Ukena, Theda, das Kind und ich.“

„Am Gottes willen!“ erklang es erschreckt aus der Finsterniß zurück. „Noch hier! Bitte, zünden Sie rasch ein Licht an. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren!“

Flugs war das Zimmer erleuchtet und Sybo trat mit schweren Schritten ein. Seine äußere Erscheinung bezeugte, daß er tief und eilig durch den zähen Schlamm des aufgeweichten Bodens gewatet war. Seine Züge waren verzerrt und wie versteinert. Kalter Schweiß perlte über sein blaßes Gesicht herab.

„Warum sind Sie nicht fort, Fräulein Brandau?“ fragte er vorwurfsvoll. „Haben Sie meine Botchaft nicht erhalten?“

Magda wies schweigend auf Theda's regungslose Gestalt. „Die Botchaft,“ antwortete sie, „kam für Theda zu plötzlich, und —“

„Noch rascher naht das Unglück selber,“ unterbrach er sie erregt. „Der Deich ist gebrochen! Ich verließ ihn im letzten Augenblicke, als die überspülenden Wellen die Kappe erweicht hatten und ein tiefes Stück davon heraustriffen. Als der draufende Schaumstrahl mit wilder Gewalt durch den Sattel schoß und in den Kolk hinab stürzte, da wußte ich, daß Alles verloren war, und lief querfeldein hieher. Ich hoffte bestimmt, Sie nicht mehr zu finden.“

„Was jetzt thun?“ fragte Magda mit gewaltsam erzwungenem Gleichmuth.

„Der rasende Strom wird sich wahrscheinlich gegen diese Ecke des Hauses werfen,“ antwortete er. „Ob die Mauern ihn aushalten, wissen wir nicht. Die anderen Zimmer drüben liegen zu niedrig; sie werden rasch unter Wasser gehen.“

„O mein Gott!“ rang es sich von Magda's Lippen. „Aber der Dachraum?“

„Ist auch gefährlich,“ erklärte Sybo, „wenn das unterwajene Gebäude einstürzt. Es gibt nur eine sichere Zuflucht —“

„Wo? Wo?“ rief sie drängend.

„Der Thurm im Garten. Das Haus schützt ihn vor der Strömung. Steht die Leiter noch?“

„Ich sah sie vorhin, als ich vom Deiche nach Hause kam.“

„Gott sei Dank!“ rief Sybo erleichtert. „So kommen Sie, Fräulein Brandau. Sie dürfen sich nicht fürchten,

durch zwei Fuß Wasser zu gehen. Der Weg ist kurz. Ich trage Theba hinauf."

Er näherte sich dem Lager. "Und das Kind?" fragte Magda. "Ich hole es nach," erwiderte Sybo hastig, "in zehn Minuten bin ich wieder hier."

"Ich erwarte Sie hier," erklärte sie. "Ich kann und will Theba's Kind nicht allein lassen."

"Wie Sie wollen," stimmte Sybo zu. Magda's pflicht-treuer Entschluß erschien ihm völlig in der Ordnung. "Uebrigens ist für jetzt hier noch keine Gefahr."

Er faßte Theba's leblose Gestalt in seine Arme. Magda umhüllte sie warm, zündete eine Handlaterne an und schritt ihm voraus zur Thüre. Als sie über die Stufen hinunter leuchtete, spiegelte sich das flackernde Licht bereits in einer dünnen Wasserschicht, die den Boden des Hausflurs bedeckte.

"Es wird Zeit," murmelte Sybo. Magda folgte ihm bis an die Hausthüre; dort befestigte sie die Laterne um seine Schulter und sah ihm nach, als er sich mit seiner leblosen Last in vorsichtigen Schritten über den Hof dem Garten zuwandte. Die Laterne zeigte ihr seinen Weg an. Jetzt näherte sie sich der Stelle, an welcher der Thurm stehen mußte; jetzt sah Magda, wie das Licht langsam vom Erdboden aufstieg; jetzt verschwand es in der Höhe der Eingangspforte. Der ganze Vorgang hatte etwas Geisterhaftes. Die schwarze Finsterniß, der peitschende Regen, der tosende Sturm und die rauschenden, gurgelnden Strudel der rasch steigenden Fluten erstickten jeden andern Schall und machten eine Verstäubung mit Sybo durch Zeichen oder Rufe völlig unmöglich.

(Schluß folgt.)



Ueber den Stachel der Honigbienen

hat man in jüngster Zeit sehr wichtige und hochinteressante Entdeckungen gemacht, die uns auch einige bisher unerklärliche Erscheinungen im Haushalte der Ameisen zum Verständnis bringen. Es ist wohl in weiteren Kreisen bekannt, daß der Honig unserer Honigbiene, mit Lackmustrinktur vermischt, deutlich rothe Färbung zeigt, also sauer reagirt. Diese Eigenschaft erhält er durch die in ihm enthaltene flüchtige Ameisensäure. Diese beigemischte Säure verleiht dem rothen Honig seine konservirende Kraft. Der durch Behandlung mit Wasser in der Wärme gereinigte Honig, der sogenannte Honigbrup, verdirbt schneller, weil die Ameisensäure verflüchtigt ist. Der Honig böshafter Bienenvölker zeichnet sich durch einen herben Geschmack und scharfen Geruch aus. Es ist hier gerade die Ameisensäure, welche im Uebermaß im Honig vorhanden ist, die diese Wirkung hervorruft. Es war bislang noch vollständig unbekannt, auf welche Weise der Stoff dieser Eigenschaft des Honigs, die Ameisensäure, in den Honig, in dieses Erbrechungsprodukt der Arbeiterinnen aus dem Honigmagen, hineingelangt möge. Erst die neuesten Forschungen haben uns über diesen Vorgang Aufklärung verschafft. Es ist eben der Stachel der Bienen selber, welcher nicht allein zur Vertheidigung gebraucht wird, sondern ganz vornehmlich dem wichtigen Zwecke dient, einen giftigen- und säurehaltigen Stoff dem aufgespeicherten Honig zuzuführen. Man hat nun kürzlich die Beobachtung gemacht, daß die Bienen im Stode, auch wenn sie daselbst ohne Beunruhigung hausen, die an der Spitze ihres Stachels von Zeit zu Zeit hervorstechenden winzigen Tröpfchen Bienengift (Ameisensäure) an den Wachsbecken abstreifen, und dieses vorzügliche Desinfektionsmittel wird so früher oder später dem aufgespeicherten Honig mitgetheilt. Je erregbarer und stöcklicher nun die Bienen sind, desto größer wird die Menge der dem Honig zugefügten Ameisensäure, deren Vermischung guter Honig bedarf. Das Lob, welches so häufig der schätzbaren ligurischen Rasse unserer Honigbiene gesendet wird — auf der Wanderverammlung deutscher Bienenvirthe wurde solches noch ausgesprochen — ist also vom praktischen Gesichtspunkte aus ein falsches Lob. Jetzt ist uns auch erklärlich, weshalb die stachellosen Honigbienen Südamerikas wenig Honig anhammeln. Man findet nämlich in den von stachellosen Meliponen bewohnten waldigen Bäumen nur stets einen sehr geringen Vorrath von Honig. Was sollte die Meliponen auch veranlassen, Vorräthe aufzuhäufen, die sie doch nicht aufbewahren können? Es fehlt ihnen ja die Ameisensäure. Von den achtzehn verschiedenen Arten nordbrasilianischer Honigbienen, die man kennt, haben nur drei einen Stachel. Eine eigenthümliche Erscheinung in dem Leben gewisser Ameisen war bisher noch immer räthselhaft, findet aber jetzt auch die ungezogenste Erklärung. Es gibt bekanntlich verschiedene körner-sammelnde Ameisenarten. Die Samen von Gräsern und anderen Pflanzen werden oft jahrelang in den kleinen Magazinen aufbewahrt, ohne zu keimen. In Indien lebt eine sehr kleine rothe Ameise, die Waizen- oder Haferkörner in ihre Wohnungen schleppt. Sie sind aber so klein, daß ihrer acht bis zwölf mit größter Anstrengung an einem Korn zu schleppen haben. Sie wandern in paar geforderten Reihen, über glatten oder rauhen Boden, wie es gerade kommt, selbst Stufen hinauf und hinab, in gleichem, regelmäßigen Schritt. Sie haben mit ihrer Beute oft über 1000 Meter zu wandern, um zu ihrem gemeinsamen Vorrathshause zu gelangen. Der berühmte Forscher Roggridge machte wiederholt die Beobachtung, daß, wenn die Ameisen verhindert werden, zu den Kornmagazinen zu gelangen, die Samen zu keimen anfangen. Das war auch in den verlassenen Kornmagazinen der Fall. Darnach wissen die Ameisen das Keimen der Körner zu verhindern; die Keimfähigkeit ist aber nicht zerstört. Der rühmlichst bekannte

englische Forscher John Lubbock, der in seinem im vorigen Jahre erschienenen Werke (Ameisen, Bienen und Wespen) diese und ähnliche Thatsachen mittheilt, fügt hinzu, es sei noch nicht bekannt, auf welche Weise die Ameisen das Keimen der eingesammelten Körner verhindern. Jetzt ist nun aber auch erwiesen, daß es hier nur die Ameisensäure ist, deren konservirender Einfluß so weit geht, daß sie Samen für bestimmte Zeit oder sogar auf die Dauer keimfähig machen kann. — Es sei noch erwähnt, daß wir bei uns auch eine Ameisenart besitzen, welche von Samen lebt und solchen aufspeichert. Es ist unser Lasius niger, der Weichensamen und, wie Wittmack in dem jüngsten Sitzungsberichte der „Gesellschaft naturf. Freunde zu Berlin“ mittheilt, auch Samen vom ephreublätterigen Ehrenpreis, Veronica hederaefolia, in seine Nester trägt. — Sykes theilt in seiner Schilderung einer indischen Ameise (Pheidole providens) mit, daß die genannte Art große Vorräthe von Grassamen sammle. Er beobachtete aber, daß die Ameisen ihre Kornvorräthe in's Freie brachten, um sie nach den Monjungewittern zu trocknen. Da scheint die konservirende Wirkung der Ameisensäure durch große Feuchtigkeit doch verloren zu gehen, deshalb dieses Austrocknen. Bei den Bienen wird also der für den Winterbedarf aufgespeicherte Honig, bei den Ameisen der zur Nahrung dienende Körnervorrath durch ein und dieselbe Flüssigkeit, durch die Ameisensäure erhaltungsfähig gemacht.

Leichenverbrennung bei den Hindus.

In einer der letzten Nummern der „Fortnightly Review“ findet sich folgende vergleichende Schilderung der bei den Hindus in Vorderindien allgemein und in Japan besonders unter den Buddhisten der Montofekte gebräuchlichen Leichenverbrennung. Unter den Hindus ist die Leichenverbrennung allgemein üblich, und in Benares zum Beispiel kann dieselbe fast stündlich beobachtet werden. Man's armer Kranker rafft seine letzten Kräfte zusammen, um die Ufer des Ganges zu erreichen und um dort auf geweihtem Boden seinen letzten Seufzer auszuhuchen. Da die Ausgabe für die Verbrennung des ganzen Körpers sehr groß ist, so wird der Leichnam des armen Hindu nur theilweise verbrannt, der Rest dagegen in den Ganges geworfen, um den heiligen Strom hinabzuschwimmen in die Ewigkeit des Meeres. Die reicheren Hindus geben dagegen bei der Bestattung ihrer Todten ceremonieller zu Werke. Nachdem der Leichnam im Fluß gebadet worden, wird derselbe in weißes, scharlach- oder safranfarbenes Tuch gehüllt, mandmal auch mit gold- und silberdurchwirktem Gewande bedeckt und dann mit rother Farbe, dem Symbol des Blutes, übergoßen und auf den Scheiterhaufen gelegt. Nachdem süßes Gras, kostbares Del und etwas Holz hinzugefügt worden ist, trägt der Hauptleidtragende eine brennende Fackel drei- oder neunmal um den Leichnam herum, berührt die todtten Lippen mit der heiligen Flamme und steckt den Scheiterhaufen in Brand. Letzterer wird dann noch auf mehreren Seiten entzündet, in kurzer Zeit ist der Leichnam verbrannt, die Asche gesammelt und die Fluten des Ganges führen dieselbe hinweg. In Japan wird dagegen die Leichenverbrennung nicht so öffentlich vollzogen. Ein einfaches Haus in einer Ecke des Kirchhofes, mit Mauern aus Lehm und aus gedieltem Boden, auf dem sich sieben oder acht niedrige Steinumhüllungen erheben, dient hier als Krematorium. Der Leichnam wird in stehender Stellung auf einen Haufen trockener Reisbüschel in eine der Umhüllungen gebracht, und wenn nach sechs oder acht Stunden das Feuer ausgebrannt ist, ist nichts zurückgeblieben, als ein Häufchen weißer Asche, welche in eine irdene Urne geschüttet und mit oder ohne religiösen Ritus beerdigt wird. Die Krematorien in den Städten und Dörfern unterscheiden sich nur dadurch, daß erstere einen großen Schornstein besitzen, um die unangenehmen und schädlichen Gerüche aufzunehmen. Auch befindet sich bei ersteren in der Regel ein Nebenzimmer, in dem die reicheren Klassen ihre Todten verbrennen, wofür jedoch ein größerer Betrag, ungefähr zwanzig Mark, zu entrichten ist.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Eine Kafferevolution.

Fürstbischof Wilhelm Anton von Paderborn, aus der Familie der Freiberren von Aseburg, sorgte für das materielle Wohl seiner Unterthanen mehr als alle seine Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle, aber die Maßregeln, die er ergriff, die Reformen, die er durchführte, um das Volk an Sparsamkeit zu gewöhnen und jede Verschwendung fern zu halten, erschienen dennoch dem „beschränkten Unterthanenverband“ als eine unerträgliche Last. Kamentlich galt dieß von dem im Februar 1777 erlassenen Edikt, das den Gebrauch des Kaffees für ein Privilegium des Adels, der Geistlichkeit und des höheren Beamtenstandes erklärte, ihn den Bürgern und Bauern streng verbot und nur den Kaufleuten der Stadt Paderborn erlaubte, Kaffee zu verkaufen. Konfiskation der Waare und Geldstrafen von 5—10 Gulden standen dem entdeckten Uebertreter dieses Verbotes bevor. Glücklicherweise wurde es nicht streng durchgeführt und war nach wenigen Jahren vergessen. Da traf die guten Paderborner wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht, daß das Verbot erneuert und verschärfert worden sei; genau vier Jahre später, im Februar 1781. Dießmal machte die Regierung Ernst. Einige Verkaufsläden, in denen Kaffee unbesugterweise verkauft wurde, wurden sofort geschlossen, einige leidendhaftige Kaffeetrinker aufgefunden und sogleich bestraft. Das war mehr, als die Paderborner vertragen konnten. Der Unwille machte sich in Schmähchriften und Spottliedern Luft und wurde von einigen angesehenen Perionen, die ein Interesse daran hatten, der bischöflichen Regierung Verlegenheiten zu bereiten, stets auf's

Neue angefaßt. Eines Abends wurde von ihnen auf dem hell erleuchteten Markte ein öffentliches Kaffeetrinken veranstaltet, an dem die ganze Stadt sich betheiligte. Das verbotene Getränk stand in beliebiger Quantität Jedem zur Verfügung, der es verlangte, und schaarweise strömte das Volk mit Geschirr aller Art herbei, um den lange entbehrten Kaffee endlich einmal wieder mit vollen Zügen zu genießen. Ein ungeheurer Standal war die Folge, denn das aufgeregte Volk unterließ nicht, dem Urheber des mißliebigen Verbotes sein Mißfallen in unzweideutigster Weise zu erkennen zu geben. Als dem Fürsten am nächsten Morgen der Vorfall berichtet wurde, glaubte er, daß in Paderborn eine Empörung ausgebrochen sei, und sandte sogleich Truppen nach der Stadt. Diese fanden aber keine Veranlassung zum Einschreiten, denn nach der durchlärmten Nacht herrschte wieder Ruhe und Frieden in den Straßen. Die Truppen zogen also nach einigen Stunden wieder ab. Von dem Kaffee-Edikt hatten sich die Paderborner aber doch befreit, denn die Regierung ignorirte dasselbe fortan völlig. Es war undurchführbar, nachdem es lächerlich geworden.

Ein hübsches Wort erzählt man vom König von Schweden. Bekanntlich weigerte sich Professor Freiherr v. Nordenfjöld, den ihm von Oskar II. von Schweden für seine Polarfahrten verliehenen Nordsternorden anzunehmen. Einige Monate später machte Professor Nordenfjöld dem Könige seine Aufwartung, um demselben das Fell eines Eisbären, den er von seiner letzten Nordpolfahrt mitgebracht hatte, zu übergeben. „Vielen Dank, Nordenfjöld,“ sagte der König, „ich bin nicht so stolz wie Du!“

Zwischen einem berühmten Detektiv Cincinnatis und einem in Manieren und Kleidung gleich verdächtig aussehenden Fremden spielte sich kürzlich die nachstehende Szene ab. „Ich bin der Mann, der Rose Ambler von New-Haven umgebracht hat,“ flüsterte der Fremde dem Detektiv zu, indem er seinen Mund vorsichtig dem Ohr desselben näherte. Der Detektiv warf aus dem Winkel seines rechten Auges einen flüchtigen Blick auf den Mann und rauchte, ohne ein Wort zu sagen, an seiner Cigarre weiter. „Ich habe Rose Ambler in New-Haven umgebracht,“ wiederholte der seltsame Gast. Dieses Mal rauchte der Detektiv weiter, ohne das unheimliche Geständniß selbst nur mit einem Blick aus einem Winkel seines Auges zu erwiedern. „Hören Sie denn nicht?“ klang es jetzt zum dritten Mal ganz laut an sein Ohr, „ich bin der Mörder von Rose Ambler in New-Haven und wünsche aus mein Geständniß hin verhaftet und dem zuständigen Gericht ausgeliefert zu werden.“ Bei dem Wort „ich wünsche“ wurde der Detektiv endlich lebendig. Er nahm die Cigarre aus dem Munde und den absonderlichen Bittsteller groß ansehend, sagte er: „Was Sie wünschen, ist einfach eine freie Reise nach New-Haven. Ich habe schon ein halbes Duzend Mörder der Rose Ambler in dieser Weise nach New-Haven geschafft und ziehe es jetzt vor, alle künftigen Ambler-Mörder hier in Cincinnati zu behalten und hier als Betrüger einsperren zu lassen!“ Ehe er noch seine Cigarre wieder zwischen den Lippen hatte, war der Fremde um die nächste Ecke unsichtbar geworden.

Bilderräthsel



Auflösung des Bilderräthfels Seite 83:

Arme Hofart ist ein Spott, Reiche Demuth minnet Gott.

Sylbenräthsel.

Aus folgenden 26 Sylben und Buchstaben sollen sich acht Wörter bilden lassen: er neß äro ferr ba l f e e ba leo ni fer e ar l a um in el tu h la par set d l

- 1) Ein Dichter.
2) Eine Urkunde.
3) Ein Propbet.
4) Ein weiblicher Vorname.
5) Ein Wälderbaum.
6) Eine Stadt Oberitaliens.
7) Ein Kurort Sachsens.
8) Ein Raubthier.

Aus den Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, entziffert der Name eines Dichters; aus den Endbuchstaben, ebenso gelesen, ein Wort von demselben.

Auflösung des Räthfels Seite 83:

Philosophie. Viel—o—Sophie.

Kleine Korrespondenz.



Guten R. in G. Versuchen Sie unter Tutti Frutti Gefrorenes, so mühte dich zusammengeleitet werden aus verschiedenen Früchtlästen.

Hrn. F. R. in Prag. Das geht über unsere Nacht. Hr. H. Böll in Wien. Durch vorichtiges Erwärmen vielleicht.

Hrn. P. Gröben in Mannheim. Es sind jetzt schon Dampfer von Europa nach Amerika in sieben Tagen gefahren.

Hrn. D. W. in Berlin. Ihre Anfrage unseren Spielfachverständigen übergeben. Hr. J. C. in Hannover. In Sachsen. Jetzt eine Möbelfabrik.

Granz, Mannheim; H. Berber, Kassel; J. Stadt, Hannover; G. Mannlein, München; K. J. Bleibich, Frankenheim; E. Hallwig, Stargard; M. Riens, Brunn.

Abonnent H. B. in Berlin. Der kleine Aufschlag für Postspesen bei der von Ihnen bezogenen Einbanddecke dürfte seitens Ihrer Buchhandlung wohl berechtigt sein.

Anfragen.

9) Wie stellt man sich gute Obontine her? B. Br. in Bromberg.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochstapler, Roman von Hans Wadenhulen. Fortsetzung. - Die Flotten Deutschlands und Oesterreichs, von D. G. - Japanische Dorfjense: Militär auf dem Durchmarsch, von R. O. - Bedenkliche Kritiker, von E. M. Sacano. - Albumblatt: Herbstlich, von August Wahlmann. - Er kann nicht fürchten sein, Skizze von Rudolph Baumhach. - Sinnspiele. - Emil Göthe und Julius Lieben, von H. G. - Verfallung der deutschen Sprache. - Am Teide, eine Geschichte aus den Karolern von Ludwig Freiherrn von Csapka. Fortsetzung. - Aus Natur und Leben: Der Stachel der Honigbiene; Vögelverderben bei den Hirschen. - Humoristische Blätter. - Bilderzettel. - Sylbenräthsel. - Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Kirchweihgäste, nach einem Gemälde von H. Holz. - Die deutsche Kriegsmarine, Originalzeichnung von J. Quitt. - Die österrichische Kriegsmarine, Originalzeichnung von Alex. Richter. - Vögelische Freunde, Zeichnung von R. Taylor. - Emil Göthe. - Julius Lieben. - Japanische Dorfjense: Militär auf dem Durchmarsch, nach einer Skizze von A. Wanjura. - Bedenkliche Kritiker, Gemälde von W. Schindl.

GEORG EBERS-GALLERIE.

Soeben ist erschienen die dritte Lieferung der Grossfolio-Ausgabe von:

GESTALTEN

AUS DEN ROMANEN VON GEORG EBERS.

Nach Gemälden von

L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gutz, H. Kaulbach, Ferd. Keller, O. Knille, Cl. Meyer, C. Piloty, Laura Tadema, E. Tschendörff, P. Thumann u. A.

In photographischen Reproduktionen von Fr. Bruckmann in München.

Inhalt der dritten Lieferung: 9. W. Gutz: Uarda. 10. O. Knille: Der Kaiser. 11. F. Simm: Eine ägyptische Königstochter. 12. E. Tschendörff: Uarda.

Die „Ebers-Galerie“ bringt Darstellungen aus sämtlichen Romanen von Georg Ebers und erscheint in 4-5 Lieferungen von je 4 Blatt.

Der Subscriptionspreis pro Lieferung beträgt 10 Mark. Gleichzeitig erscheinen die betreffenden Kunstblätter auch in Imperial-Format und werden in diesem einzeln abgegeben zum Preis von 15 Mark pro Blatt.

Die prächtigen Compositionen unserer „Ebers-Galerie“ eignen sich zum schönen Wandschmuck, wie zum Auflegen im Salon gleich gut und werden den vielen Tausenden von Verehrern des berühmten Dichters hochwillkommen sein. - Alle Kunst- und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die „Ebers-Galerie“ an.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.

Ankündigungen.

Die smal gespaltene Nonpareille oder deren Baum 1 Mark.

Schwarz Satin merveilleux (ganz Seide) Nr. 1. 90 Pf. per Meter bis Nr. 14. 65 Pf. (in 16 verschied. Qual.) verlandet in einzelnen Rollen und ganzen Stücken sofort in's Haus das Seiden-Handel-Depot von G. Hennberg (Königl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz.

Französisch-Englisch. Die lange erwarteten Fortsetzungen: Der geschickte Franzose, Der geschickte Engländer, 2. Theil à 1 Mark sind in trefflicher Bearbeitung erschienen.

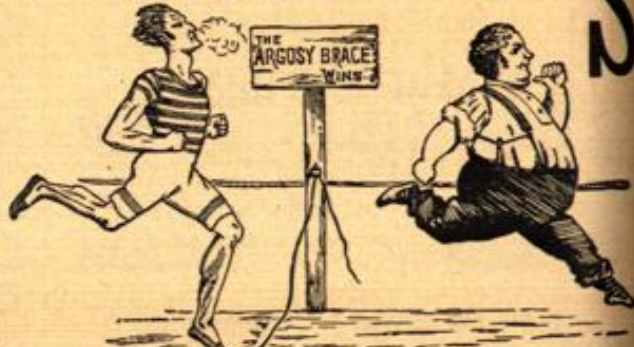
BUCHFÜHRUNG. einfache, doppelte, amerikan. Günstigstes Resultat garantiert. Prospekt und Probebriefe gratis und franco.

Rheinwein. Gegen Einleitung von 25 verlande in flüssige Fass ab hier 50 Liter selbstgekochter, guten und abgelagerter Weiswein, für besten absoluten Naturtrinkobst ist garantiert.

Harzkäse, echte, grosse, fein und pikant, Postkisten, 8 Pfd. Inhalt M. 3,60 incl. franco gegen Nachnahme. Herm. Kasties junr. Harzburg.

ENGLISCHE NOUVEAUTÉ für Roben und Costüme! Ebenbürtige Concurrenz für Lyoner Sammt um ein Viertel des Preises. 130. Blauschwarz, unvernünftbar, sowie alle Modifarben. NONPAREIL. Wiedergabe der Fabrikmarke, welche auf der Rückseite von je einem Meter enthalten ist. VELVETEEN. Leicht! Schmiegsam! Seidenartig! Dauerhaft! Brillant! Festgewebt! Fleckt nicht durch Regentropfen! ERSETZT zu jeder Verwendung den LYONER SAMMT. Zu haben in allen grösseren Modewaarengeschäften!

ARGOSY BRACES. In jeder Herren-Modewaarenhandlung der Welt zu haben. Dieselben sind elastisch, ohne Gummi zu enthalten, und schmiegen sich jeder Bewegung des menschlichen Körpers an. Die einzigen Hosenträger, mit denen es unmöglich ist, einen Knopf abzureissen.



WARNUNG! Irgend welche Hosenträger, an denen Knopflöcher aus Schnüren angebracht sind, werden als eine Verletzung des Argosy-Patentes betrachtet, und die Verkäufer werden gewarnt, sich mit solcher Waare zu befassen.

Alleinige Agentur für den Engros-Verkauf der Argosy Braces in Hamburg: Zollvereinsverlage, Wilhelmstr. 38.

Engros L. Brockmann Export Berlin W., 97 Leipzigerstr. Spezialitäten: Talmiketten u. Talmi-Bijouterien, Brillen u. Pinocex, Puppen- u. Spielwaaren.

Panzer-Uhrketten von echt Gold nicht zu unterscheiden. 5 Jahre schriftliche Garantie.

Herrenkette Stück 3 M. Damenkette mit eleg. Quaste Stück 3,50 u. 4 M. Dtd. 30 u. 40 M. Garantieschein: Den Betrag dieser Uhrkette zahle ich zurück, falls dieselbe innerhalb 5 Jahren schwarz wird.

Zwanzigjähriger Erfolg! Das bis jetzt bekannte einzig wirklich sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor Dr. Modeni's Bart-Erzeuger. Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren.

Otto Herz & Co., Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampftrieb.

Spezialarzt Dr. med. Meyer, Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von Nerven-, Frauen- und Kinderkrankheiten, sowie Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenzerrüttung, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit höchstem und schnellstem Erfolge.

CACAO-VERO, entölt, leicht löslicher Cacao. Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) überaus treffl. Cacao.

HARTWIG & VOGEL Dresden. Briloner-Pfeife à 1. 50. J. Kleinsohr, Brilon.

BUREAU PATENT ANGELEGENHEITEN BESORGUNG u. VERWERTUNG VON PATENTEN IN ALLEN LÄNDERN J. BRANDT, Civil-Ing. BERLIN W. Komogratzerstr. 131 am Potsdamer-Platz

Bitte gratis zu verlangen. Prospekt und Probebrief gratis. Probeblatt der amerikanischen Buchführung. Adresse: Erlang-Königsplatz 11, Unterrichts-Institut Abteilung für brieflichen Unterricht in Wien.

10% Provision 10% Agenten u. Hefende f. Kaffee a. Privatjuden Gml Schmidt & Co., Hamburg.

Doornkaat, alter Hochholdebranntwein österrichischer Brennart, in Originalfläschchen à M. 1. 50 u. ab Dresden, ein der Verbauung höchst autochthones Getränk, empfiehlt die Dampfdruckerei und Liqueurfabrik Woldemar Schmidt, Dresden gegründet 1843.

Verkäufer sucht zum Verkauf von Kaffee an Privatindividualität bei guter Provision Johannes Behrens, Hamburg, St. Georgs 1000 H. gem. echte Briefmarken, vorwiegend Chile, Haiti, Nicaragua, Venezuela etc. f. n. M. 2000. Ver. vgl. C. Edigmann, Witten, 13, Hamburgerstr.

Zur „Presshefenfabrikation“ in Verbindung mit Spiritus, Bier, Cigo, Erbsenfabrik oder - für sich allein, „Kunstbrot“ sowie chemische Brodhefen, Bodvaloren etc. geben Anleitungen, Spezialrezepte, Rath u. Auskunft nach neuer, rationeller Praxis der Brauereiwunde. - Ebenfalls für „alle Getränke, Süssigen, Gelle, Schaupreiß, Moltrich, Conditoren, Kaffeeersatz, Kunstbutter, Nahrungsmittel mit Rücksicht auf die Gesundheitspflege.“ Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis u. franco. W. Schiller & Co., Berlin 6. 339. Boulevard Volpiedquai.

Galvanische Niederschläge von den in unseren Journalen „Neuer Kunst und Werk“ und „Illustrirte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. pro Quadrat-Centimeter abgegeben. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI besorgen Erwerbs-PATENTE in allen Ländern BERLIN W. 124 Leipziger Str. 124

Hexir-Bier-Beidel. Nur der Eigentümer kann daraus trinken, sehr originell und spohst. Gilt Majestät M. 10. Porzellan vergold. 7,50. Porzellan blau M. 5. - inf. Verpackung, veri. gegen Nachn. K. Musle, Berlin, Postage 13. Berlin, Jauerstrassenstr. 13.

Gediegene neuere Romane aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.

Byr, Lydia. M. 5. - van Dewall, Ein Mann. M. 5. - van Dewall, Nordlicht. 3 Bände. M. 12. - Ernst, Elementargewalten. 2 Bände. M. 7. - Keyserling, Römische Aquarelle. M. 5. - Reichenbach, Zwei Novellen. M. 5. - Römer, Frühling und Hochsommer. M. 4. 50. - Samarow, Schwere Wahl: 4 Bände. M. 15. - Samarow, Peter der Dritte. 3 Bände. M. 12. - Samarow, Das Haus des Fabrikanten. 2 Bände. M. 8. - Samarow, Um den Halbmond. 4 Bände. M. 15. - Wachenhusen, Der Schwedenschatz. 3 Bände. M. 12.